Denken und Sprechen
und
Sprachunterricht

Eine Studie zur Frage nach der formalen Bildung

von

Julius Keller, Direktor

Beilage zu dem Programm des Grossh. Gymnasiums und Realprogymnasiums in Lörrach

für das Schuljahr 1898|99

Progr.-Nr. 650.

LÖRRACH.
Buchdruckerei von C. R. Gutsch.
1899.

Bibliothek des Städt. Gymnasiums * Düsseldorf *

6506

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

INHALT.

I. Zur Bedeutung des Zeichens für unser Denken.
II. Denken ohne Sprache.
III. Die Bedeutung der Lautzeichen.
IV. Zur Bedeutung des Sprachunterrichts für das Denken.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

I. Zur Bedeutung des Zeichens für unser Denken.

An der hohen Bedeutung des Zeichens für das menschliche Denken zweifelt heutzutage wohl niemand mehr. Ganze Wissenschaften wie die Mathematik bestehen nur durch das Zeichen, und zwar ebensowohl in den elementarsten wie in den kompliziertesten Operationen. In die Geheimnisse und in die Bedeutung des Zeichens werden wir eingeführt, wenn wir in früher Kindheit schon unsere Sprachlaute in Buchstaben fixieren und darstellen lernen. Und in späteren Stadien unserer geistigen Entwickelung glauben wir die Erkenntnis unseres Denkens wesentlich zu klären und zu vertiefen, wenn wir das Wort als Zeichen eines Begriffes, die ganze einzelne Lautsprache als ein mehr oder weniger vollkommenes System von Zeichen für unsere Denkprozesse auffassen und verstehen gelernt haben, und wenn wir schliesslich die Summe der bestehenden Sprachen als die sinnliche Erscheinungsform alles menschlichen Denkens überhaupt, als die Welt der Zeichen für die Welt aller Vorstellungen und Begriffe und aller menschlichen Denkthätigkeit erkannt haben. Die Erkenntnis dieser Dinge ist in gewissem Sinne schon recht alt, und das Aristotelische *ὄνομά ἐστι φωνὴ σημαντική* oder *ἔστι τὰ ἐν τῇ φωνῇ τῶν ἐν τῇ ψυχῇ παθημάτων σύμβολα, καὶ τὰ γραφόμενα τῶν ἐν τῇ φωνῇ* ist Ausgangspunkt und bewusst oder unbewusst zugleich auch Grundlage der jetzt noch fast allgemein herrschenden Auffassung von Sprache und Denken. Die Worte sind hiernach die lautlichen „Zeichen" für unsere Begriffe und Vorstellungen, und in ihrer Verbindung abermals die lautlichen „Zeichen" für unsere Denkprozesse insgesamt.

Ist von diesen lautlichen Zeichen für die Welt der Begriffe schon fast unser gesamtes Denken, fast unsere gesamte Mitteilung und somit fast aller menschliche Verkehr und selbstverständlich auch alle Wissenschaft abhängig, und scheint uns das in der Sprache erscheinende System lautlicher Zeichen durch keine andere Art von Zeichen (etwa pantomimischer wie bei den Taubstummen) ersetzbar, so hat es doch nicht für alle wissenschaftlichen Bedürfnisse sich genügend erwiesen. Von Mitteln der Lautzeichen allerdings ausgehend erbauen sich einzelne Wissenschaften über die Sprachzeichen weit hinausgehend ihre besonderen Zeichensysteme und bestehen heutzutage nur durch diese Zeichen, wie z. B. Chemie und Mathematik. Könnte die Chemie ohne ihr Zeichensystem vielleicht noch in sehr beschränkten Grenzen bestehen und sich entwickeln, allenthalben das die Sprache abkürzende Zeichen durch die Ausführlichkeit des Wortes ersetzend, so wäre dies bei der Mathematik ganz unmöglich, wo von den elementarsten Operationen bis zu den höchsten und kompliziertesten alle Denkprozesse nur durch das mathematische Zeichen und in ihm sich vollziehen und nur so möglich sind.

Aber wir können das Zeichen und seine Bedeutung leicht noch auf andere Gebiete verfolgen. Wir denken zunächst an die Kunst. Man hat von der Malerei mit Recht gesagt, dass sie nur mit Zeichen arbeite. Sie hat in der That ihr ganz bestimmtes Zeichensystem, mit dem sie beim Betrachter den Eindruck des dreidimensionalen Raumes von der zweidimensionalen Fläche aus erweckt. Und diese Zeichensprache des Malers ist von Schule zu Schule verschieden; die Zeichen, mit denen er den Eindruck der Wirklichkeit erzielt, sind in weitem Umfang und reicher Abstufung verschieden, von der subtilsten Accuratesse in Form- und Farbengebung bis zur gröbsten Manier, wo Gruppen unförmlicher Farbenkleckse auf einige Entfernung die Wirkung feinerer Formgebung ersetzen, und wo die Wahl der coloristischen Mittel sich oft unglaublich weit von der nachgeahmten Natur entfernt und doch die gewollte Wirkung erzielt. Die Sprache selbst schon weiss dies und drückt es aus in dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Worte Zeichnen, d. h. in Zeichen darstellen, in einzelnen Kennzeichen. Und wer die Elemente der Zeichnung, Striche, Schraffierungen verschiedener Manier, Baumschlagformen und andere zeichnerische Darstellungsmittel betrachtet, wird sofort sehen, dass diese gezeichneten Dinge in der abgezeichneten Welt gar nicht da sind, dass es sich nur um Zeichen handelt, mit denen man im Betrachter die Wirkung der Wirklichkeit erzeugt; dass der Betrachter wirklich in einer Art unbewusster Produktion aus einzelnen Zeichen verschiedener Art sich erst das Bild erschafft, das der Zeichner in ihm erwecken will, mit Zeichen arbeitend, d. h. zeichnend.

Und auf dem Gebiet der Musik ist es nicht anders. Nicht die vieltönige Natur ist hier die Lehrmeisterin des Menschen, wie Herder sogar für die Sprachschöpfung meinte. Der Kundige weiss, welche Schwierigkeiten es macht, den Tönen auch eines menschlichem Gesang möglichst nahe kommenden Vogels, der Nachtigall, musikalisch beizukommen, sie mit Instrumenten nachzuahmen, und weiss, dass jeder Musiker zu einer anderen Lösung der Aufgabe käme, in noch grösserer Mannigfaltigkeit als bei dem Versuche, in Sprachlauten die wechselnden Weisen dieses Vogels wiederzugeben. Hier ist der Ursprung der Musik nicht zu suchen. Auch sie ist aus einem Gebiet der Nachahmung erwachsen, das für uns Menschen nur ein Gebiet von Zeichen ist. Wenn der Sprachlaut an sich Zeichen der Vorstellungen ist, und der Satz Zeichen des Gedankens, so ist der unendlich mannigfaltige Tonfall, in dem derselbe Satz ausgesprochen werden kann, Zeichen der allgemeinen Stimmung oder des erregteren, individualisierteren Gefühls, das sich mit dem Gedanken verband. Wir haben nur zwei Möglichkeiten, in die Gefühlswelt unserer Nebenmenschen einen Einblick zu gewinnen; die eine ist die Bewegung des Sichtbaren am Menschen, sein Mienenspiel und sein Handeln, die andere ist die Bewegung des Hörbaren, sein Tonfall bei der Rede und die Klangfarbe, in der er spricht, kurz das spezifisch Musikalische menschlicher Aeusserung in Worten. Bewegung und Mienenspiel als Zeichen für uns, einen inneren, seelischen Vorgang zu erkennen und eventuell mit zu erleben, gehört mit in das Gebiet der Zeichen geistigen Lebens, die der Maler nachahmt und darstellt, um das Geistige und Seelische erkennen und eventuell mitfühlen zu lassen; Klangfarbe und Tonfall, Gefühlsaccent im weitesten Umfang in der Sprache ist das Gebiet, das der Musiker in bestimmte Intervalle und Rhythmen bringt, ist das Gebiet seiner Nachahmung, das Mittel, mit dem er innere Vorgänge, das Handeln und die Bewegung des menschlichen Herzens darstellt und sympathetische Gefühle beim Hörer erweckt. Bestimmte Intervalle und bestimmten musikalischen Rhythmus bringt der Componist zur natürlichen Musik der menschlichen Rede hinzu, wie der Dichter zum natürlichen Wort den poetischen Rhythmus und den Reim u. dgl. hinzubringt. Wie also der Dichter mit Worten, d. h. Zeichen der Vorstellungen und Gedanken, also immer mit Zeichen arbeitet, so der Musiker mit äusseren Zeichen der Gemütsvorgänge, also auch er ausschliesslich mit Zeichen. Und die Musik geht hier noch einen Schritt weiter, sie löst die einmal am Wort und Satz entdeckte Melodie vom Worte los und schafft in der Instrumentalmusik eine neue Kunst in gewissem Sinne abstrakter, absoluter Art, eine Zeichenwelt für sich, die in der Natur fast nur an einer andern Zeichenwelt attributiv zur Erscheinung kam.

Also auch in der Welt der Kunst ist es das Zeichen und allenthalben das Zeichen, das zu uns spricht, das uns alles an Kunstgenüssen vermittelt auf allen Gebieten. Oder sollte es in der Skulptur anders sein? Denn dass das Geberden- und Mienenspiel des Mimen ebenso wie die Pantomime nur ein einziges grosses Gebiet von Zeichen für unser Erkennen und Mitfühlen darstellt, dass auch hier von der Kunst durchweg mit Zeichen und nur mit ihnen gearbeitet wird, dürfte aus dem klar sein, was über Malerei und Mienenspiel gesagt ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dass unsere ganze Welt des Hörbaren zunächst in der Sprache dem Gebiet des Zeichens angehört, ist erwähnt. Wie steht es aber mit der Welt des Sichtbaren überhaupt? Spielt auch hier das Zeichen eine Rolle, nicht etwa nur, wo es sich um Geberden und Mienenspiel bei Menschen und Tieren handelt? Gewiss wird ja vieles in der sichtbaren Welt an Zeichen erkannnt. Beispiele aus Naturwissenschaft, Medizin u. s. w. sind mit Händen zu greifen. Aber hier doch nicht anders, als wenn wir auf dem Gebiet des Hörbaren aus gewissen Lauten auf gewisse Vorgänge schliessen Entspricht aber auf dem Gebiet des Sichtbaren irgend etwas der Welt der Sprache, die aus lauter Zeichen besteht? Es ist in der That mit unserer ganzen Wahrnehmung der objectiven Welt um uns nicht anders als mit der Sprache; nur Zeichen sind es, durch die und in denen wir die Gegenstände mit dem Gesichtssinn wahrnehmen. Es giebt keine andere Art der Wahrnehmung der Aussenwelt durch das Auge als durch Zeichen. Wir sehen bekanntlich keine Gegenstände, überhaupt keine Körper, ursprünglich überhaupt nichts in der Aussenwelt. Was der Gesichtssinn als solcher uns bietet, ist nur eine Empfindung, eine Modifizierung unseres Bewusstseins, ein qualitativ bestimmter innerer Zustand. Und kämen die Ortsbewegung und der Tastsinn nicht hinzu, so bliebe die Gesichtsempfindung, was sie ursprünglich ist, ein Innewerden von Licht und Farbe ohne irgendwie bestimmtere räumliche Eigenschaft. Der Neugeborene steht auf der gleichen Stufe wie der Blinde, der durch Operation sehend wird. Und der Gesichtssinn an sich bietet uns nichts weiter, als was er dem Operierten bietet, also keine Entfernungen, keine Körper, keine Grössen und Formen, nur qualitative Bestimmtheit unseres Bewusstseins. Wenn wir aus diesem Zustand heraus zum Sehen von Formen und Körpern kommen, so geschieht es nur kraft der Fähigkeit, Empfindungen aller Art als Zeichen für Dinge der Aussenwelt zu benutzen, die Aussenwelt in ihren erkennbaren Eigenschaften aus Zeichen zu erschliessen, die uns durch unsere Sinne geboten werden. Empfindung von Farben, von Licht und von Schatten sind für uns keine Empfindungen als solche mehr, sie werden schon in sehr frühen Stadien unserer geistigen Entwickelung zu Zeichen für die Erkenntniss der Gegenstände der Aussenwelt. Und diese letztere Eigenschaft unserer Sinnesempfindung festigt sich in den ersten Jahren des Lebens derart, dass Empfindungskomplexe der mannigfaltigsten Art im Bereich unseres Gesichtssinnes sich in entsprechend grosse und mannigfaltige Zeichenkomplexe verwandeln, und dass im weiteren Verlauf das Auge sich gewöhnt, den Gegenstand selbst in seiner Form stereoskopisch zu sehen. Wir lernen so, ohne uns mehr bewusst zu sein, dass wir nach Zeichen urteilen und erkennen, die Welt nicht mehr nur als Farbentafel der buntesten Art sehen, sondern als Summe von Gegenständen.

Es ist also nicht anders: wie das Ohr aus der rein akustischen Empfindung, die ein gesprochenes Wort ihm erregt, sofort die Vorstellung oder den Begriff, der die geistige Seite des akustischen Wortbildes darstellt, vor die Seele führen kann, weil die akustische Empfindung ein Zeichen für unser Erkennen geworden war, so führt die optische Empfindung, für unser Bewusstsein unmittelbar, das Bild eines Gegenstandes vor die Seele, weil uns die optische Empfindung zum Zeichen geworden ist für das Bild des Gegenstandes in dieser und jener Farbe oder Beleuchtung. Es wird bei den übrigen Sinnesempfindungen im Wesen nicht anders sein. Unsere subjectiven Empfindungen beim Tasten werden uns zu Zeichen der Oberflächenform, der Temperatur der betasteten Gegenstände; und während wir nur subjective Empfindung haben, glauben wir das Gegenständliche ausser uns wahrzunehmen, weil uns frühzeitig die Empfindung zum Zeichen, das Zeichen förmlich zum Gegenstand geworden ist. Nur bei Geruch und Geschmack ist der Gang der Entwickelung beim Menschen ein anderer gewesen. Da steht die Empfindung als solche, die spezifische Geschmacks- und Geruchs-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

empfindung immer noch im Vordergrund; für das, was wir durch sie erkennen können, ist sie allerdings auch Zeichen; aber sie ist für unser Bewusstsein noch immer Erkennungszeichen, und das Gegenständliche, was uns durch sie geboten wird, ist nicht so völlig mit dem Zeichen identifiziert oder verschmolzen, wie beim Gesichtssinn z. B. Aber es wäre ganz wohl denkbar, dass etwa beim Hunde in ähnlicher Weise wie bei uns aus optischen Zeichen die Welt unserer Gegenstände erwächst oder aus Lautzeichen die Welt unserer Vorstellungen, dass ebenso beim Hunde die Geruchsempfindungen nur noch als Zeichen existierten, und dass in seinem seelischen Wesen jede bestimmte Geruchsempfindung als Zeichen mit dem verursachenden Gegenstand identifiziert und verschmolzen wäre, und dass so vor der Hundeseele eine Welt von Geruchsobjecten sich aufbaute, entsprechend unserer Welt von Gesichtsobjecten. Das würde auch erklären, dass dieses Tier sichtlich in intelligenter und nach Erkenntnis strebender Weise von seinem Geruchssinn Gebrauch macht, während die Art, wie es den Gegenständen mit dem Blick beizukommen sucht, durchaus nicht diesen intelligenten Eindruck macht. Noch etwas tiefer steht unser Geschmackssinn, der nur in sehr beschränktem Umfang den Zwecken des Erkennens dienstbar gemacht wird, und bei dem, ähnlich wie bei dem Geruchssinn, die Verwendung der einzelnen Empfindung als Zeichens immer nur bewusster Weise erfolgt. Immerhin wären geistige Welten von Vorstellungen denkbar bei lebenden Wesen, die sich auf der Geschmacksempfindung aufbauten, etwa bei manchen Geschöpfen, für die Gegenstand des Erkennens nur wird, was durch die Mundöffnung geht.

Es darf hier vielleicht eine Bemerkung eingeschaltet werden, die seitab vom eigentlichen Ziel dieser Abhandlung liegt. Es ist doch eine eigenartige Sache, dass wir nur aus Zeichen die Welt erkennen. Es ist hiernach wirklich, als ob das geistige Prinzip in uns nichts der Natur ganz Adäquates wäre, wenn es die Natur selbst nur aus Zeichen erschliesst, die auf dem Wege der subjectivsten Empfindung erwachsen. Man könnte hier wirklich an den Schopenhauerschen Willen erinnert werden, der sich das Licht der Erkenntnis aufsteckt und damit etwas der Natur Fremdartiges, Neues in die Welt bringt, dem die unmittelbare Gewissheit der Natur fehlt; das somit erst aus Erkennungszeichen völlig subjectiver Beschaffenheit zu einer Erkenntnis der Natur gelangt. Dieses geistige Prinzip, das aus lauter Zeichen die Natur erst erschliesst, will vor allem zu einem konsequenten Materialismus recht schlecht passen und entsprechend schlecht zu jeder monistischen Auffassung der Welt. Die Homogenität des geistigen Prinzips mit Materie und ihrer Bewegung sollte, wenn überhaupt, eine viel unmittelbarere Wahrnehmung der Welt erwarten lassen, nicht eine solche, die erst auf dem Umweg subjectiver Zeichen zu Merkmalen für die Auffassung und Erkenntnis der Aussenwelt gelangte und sich die Welt erst aus diesen Merkmalen aufbaute. Es scheint in diesem Verhältnis des Geistigen in uns zur Aussenwelt etwas Gegensätzliches zu liegen, das sich kaum als irgendwie nur gradueller Unterschied und somit als Endergebnis einer Entwickelung in einer Linie auffassen lässt. Das Gebiet der Sinnestäuschung — nicht der krankhaften — erklärt sich gleichfalls nur aus dem Wert, den die Empfindung als Zeichen für unser Erkennen hat, wenn wir z. B. eine Fliege am Fenster gelegentlich für einen vorüberfliegenden Vogel halten. Die Empfindung des dunkeln sich bewegenden Flecks wurde auf den in grösserer Ferne vorüberfliegenden Vogel gedeutet statt auf die nähere Fliege. Entsprechend unrichtige Deutungen von Lauten kommen oft genug vor, auf dem Gebiete des blossen Geräusches ebensowohl wie auf dem des articulierten Sprachlautes. Die richtige Deutung scheint hier etwas schwieriger zu sein als beim Gesichtssinn.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Zeichen, mit deren Hülfe oder durch die allein unser Erkennen fortschreitet, sind nun vor allem teils solche, die nicht in bewusster Absicht von uns geschaffen wurden, unser Erkennen zu fördern, teils absichtlich gewählte Zeichen. Zu den letzteren gehören selbstverständlich die Laut- und Schriftzeichen, deren die Mathematik, überhaupt die Wissenschaft zu besonderen Zwecken sich bedient. Es sind bei der Mathematik Grössenbegriffe, deren Bezeichnung z. B. durch Buchstaben das mathematische Denken verkürzt und beschleunigt. Das Zahlzeichen und Zahlwort gehört eigentlich schon vollständig in dieses Gebiet der Spezialwissenschaft. Müsste menschliche Rechenkunst auf diese Zeichen verzichten und mit Hülfe der Sprache allein operieren, so wäre die Mathematik so gut wie unmöglich. Die fundamentale Bedeutung des Zeichens als conditio sine qua non leuchtet auf diesem Gebiet besonders ein. Der Mensch hat sich diese Zeichen geschaffen, weil er weiter denken wollte als die Sprache ihm erlaubte. Reine Gedanken ohne das Vehikel oder Organon des Zeichens giebt es aber nicht. So schuf sich hier und schafft sich noch fortwährend das weiter ringende Denken seine Zeichen, wie es sie braucht. Der Wille ist bei allem Denken ein wichtiger Faktor, auf dem Gebiet der Schaffung willkürlicher Zeichen aber besonders leicht erkennbar und nachweisbar.

Etwas anderes ist es mit den Empfindungen selbst, die uns zu Zeichen der Erkenntnis werden. Die Empfindung ist uns gegeben, wir schaffen sie nicht bewusster Weise; ihr Inhalt, ihre Stärke ist objectiv und subjectiv bestimmt. Aber wenn uns die sichtbaren Abtönungen und schroffen Wechsel von Hell und Dunkel uud die wechselnden Farben, die wir empfinden, zu Zeichen werden für die Formen der Körper und die Bilder der Gegenstände, so geht es doch auch hier nicht ganz ohne einen Willensfaktor ab. Das Kind zeigt schon in den ersten Wochen seines Lebens das Streben, durch seine Sinnesempfindungen zu erkennen, was in der Umgebung ist, geschieht, gehört wird. Erst durch diesen wenn auch unbewussten aber unzweifelhaft vorhandenen Willensakt wird die Empfindung zum Zeichen. Ist so auch der Inhalt des Zeichens durchaus vom Willen unabhängig, so wird doch keine Empfindung für unser Erkennen zum Zeichen ohne Mitwirkung des Willens. Es hängt somit das Denken auch in seinen niedrigsten und einfachsten Aeusserungen vom Wollen ab. Je reger dies Wollen sich beim Kinde bethätigt, dies Interesse an der umgebenden Welt, um so rascher wird sich die scheinbar unentwirrbare Farbentafel, die das Neugeborene in sich erlebt, gliedern und sondern in Körperformen, Gegenstände und Bewegung. Unwillkürlich sind diese Zeichen also nur, insofern ihr Inhalt uns gegeben ist, und wir hier kraft unseres Willens nichts hinzu noch davonthun können. Nur die Umwandlung des Empfindungsinhaltes in Erkenntniszeichen ist von einem Faktor des Willens bedingt. Der Begriff eines absolut unwillkürlichen Zeichens scheint überhaupt eine contradictio in adiecto.

Zwischen diesen beiden Extremen der frei gewählten oder geschaffenen Zeichen der Wissenschaft und der inhaltlich völlig gegebenen und bestimmten Empfindungszeichen, die, ursprünglich nur Empfindung, vom strebenden Erkennen erst als Zeichen verwendet werden, ist in mannigfaltiger Abstufung ein verschiedenes Mass der Beteiligung des Willens oder der Freiheit in Verwendung und Gestaltung von Zeichen wohl denkbar und auch vorhanden. Wir erinnern beispielsweise auch hier an die Kunst und die Zeichen, mit denen sie darstellend arbeitet. Es zeigt sich da ein bald mehr bald weniger freies Walten des Willens in der Ausbildung der Zeichensprache des einzelnen Künstlers. So sind die von den Malern z. B. geschaffenen Zeichen, die den beabsichtigten Eindruck hervorrufen sollen, gewiss grossenteils willkürlich. Wem es nicht so scheint, der betrachte die von Schule zu Schule und oft von Künstler zu Künstler wechselnden Manieren in Zeichnung und Farben-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gebung. Das ganze Gebiet des künstlerischen Stils gehört hierher. Aber doch kann es sich hier nicht um absolute Willkür handeln, nur um freie Wahl innerhalb gewisser Grenzen, die ziemlich weit angenommen werden können, und die bestimmt werden von der Qualität der nachgeahmten Empfindung. Die Wahlfreiheit erstreckt sich also hier nur auf die Mittel der nachahmenden Darstellung des Gegebenen.

Zunächst interessieren uns übrigens in erster Reihe die Lautzeichen der Sprache. Sie stehen offenbar auf einer Stufe mit den mathematischen Zeichen, den der Lautsprache entnommenen a und b und x y z. In beiden Fällen haben wir Lautzeichen für mehr oder weniger abgegrenzte Begriffe. In der Mathematik für bestimmt abgegrenzte, in der Sprache für Begriffe mit fliessenden oder verschwimmenden Grenzen. Dies wäre eine rein formale Bestimmung des Unterschiedes. Wichtiger sind hier vielleicht die Unterschiede im Inhalt der Begriffe, insofern die der mathematischen Zeichen alle nur Grössen und ihre Beziehungen im weitesten Umfang darstellen, die sprachlichen Begriffe dagegen den ganzen Inhalt unserer Wahrnehmung, unseres Denkens und Handelns, Wollens und Fühlens enthalten. Und endlich besteht wohl auch ein Unterschied in der Art der Entstehung der beiden Gattungen von Begriffszeichen. Die Entstehung der einen Gattung ist uns durchaus bekannt, in der Geschichte gegeben. Die Entstehung der Sprachzeichen fällt in vorgeschichtliche Zeiten und mag trotz aller der zahlreichen Versuche die Frage nach dem Ursprung der Sprache zu lösen hier als unbekannt bezeichnet werden. Denn eine Theorie vom Ursprung der Sprache, die mehr wäre als Hypothese, kennen wir trotz L. Noiré nicht. Dasdarf als aber gewiss angenommen werden, dass die Lautzeichen nicht in derselben klarbewussten Absicht nach freier Wahl und Übereinkunft der Beteiligten eingeführt wurden wie die mathematischen Zeichen. Nur so viel steht fest, dass vor dem Ursprung der Sprache die Laute in gewissem Umfang als Material zur Sprache gegeben waren; und ein zweites steht fest, dass auch hier bei den allerersten Lauten, die als Keime der Sprache angesehen werden können, ein Faktor des Willens mitgewirkt hat; in welchem Mass der Bewusstheit, wollen wir dahingestellt sein lassen. Aber Mitteilung wurde erstrebt, und ehe diese erstrebt war, bestand kein Sprachlaut.

Dass bei den Sprachzeichen noch eine weitere Analogie mit den mathematischen sich herausstellt, insofern die Zeichen der Welt des Hörbaren angehören, das Bezeichnete meist der Welt des Sichtbaren, scheint nicht von Wichtigkeit. Immerhin ist das Zusammenwirken zweier und zwar der wichtigsten Sinne zum Resultat der Lautsprache vielleicht nicht ohne Belang. Denn schon zum Zustandekommen der einfachsten Empfindungszeichen wirken die Funktionen mindestens zweier Sinne zusammen. Wir würden durch blosse Gesichtsempfindung nicht zum körperlichen Sehen kommen, wenn nicht unser Tastsinn zu Hülfe käme und uns so das Sehen von Körpern mit Hülfe von optischen Zeichen ermöglichte. Unsere Bewegung von Ort zu Ort, die zur Möglichkeit des gegenständlichen Sehens ja auch mit beiträgt, kann für diesen Zweck selbst als eine blosse Ergänzung der tastenden Erkenntnis der Umgebung und Welt angesehen werden. Vielleicht ist die Unterstützung durch einen zweiten Sinn überhaupt immer nötig, wenn aus der Empfindung Erkenntniszeichen werden soll. Der Zweck unserer Ausführung verbietet uns, bei diesem Gesichtspunkt länger zu verweilen und die Resultate des Zusammenwirkens mehrerer Sinne, sofern diese Resultate nicht blosses Additionsergebnis sind, genauer zu untersuchen.

Nun ist schon bei der Wahrnehmung der umgebenden Welt aus optischen Zeichen charakteristisch, dass sich niemand des Zustandekommens der Gesichtswahrnehmung

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aus diesen Zeichen bewusst ist. Die Empfindung als solche ist aus dem Bewusstsein geschwunden und mehr noch jede Spur von der psychologischen Thatsache, dass unsere Wahrnehmung der Aussenwelt aus gedeuteten Zeichen zustande kommt. An die Stelle dieser ursprünglichen Elemente aller Wahrnehmung ist das Bild des Gegenstandes getreten, oder genauer der Gegenstand selbst. Wir sehen, soweit es sich um Thatsachen des Bewusstseins handelt, nicht ein Bild des Hauses, des Baumes, des Tieres, wir sehen das Haus, den Baum, das Tier. Auch dies ist mit die Folge unserer Bewegung und der scheinbaren oder wirklichen Bewegung der Gegenstände unserer Wahrnehmung. Das ewig sich ändernde Bild lässt das Bild als solches auch noch aus dem Bewusstsein schwinden und an seine Stelle den Gegenstand als die Ursache des veränderlichen Bildes treten. Die Gegenstände selbst also sind es, die wir ganz unmittelbar zu sehen glauben und wirklich sehen; die Zeichen, die uns dazu geführt haben, sind hier nur noch der wissenschaftlichen Analyse der thatsächlichen psychischen Vorgänge bei der Sinneswahrnehmung durch das Gesicht zugänglich. Es ist bei der Wahrnehmung des Körperlichen auch durch andere Sinne durchaus ebenso. Wir müssen beim Tastsinn uns Mühe geben, die Empfindungsqualität aus unsern Wahrnehmungen mittels des Betastens herauszuschälen. Wir sind auch hier gewohnt, den Gegenstand selbst unmittelbar wahrzunehmen und haben die vermittelnden Stadien längst übersprungen und vergessen. Hier hat die Eigenbewegung unserer tastenden Organe, Finger, Zunge u. s. w. in erster Reihe die Wirkung haben müssen, dass die Oberflächenform des Gegenstandes die Empfindungsqualität als solche und ihren Wert als Zeichen völlig aus dem Bewusstsein schwinden liess.

Wesentlich anders steht die Sache bei den Gehörsempfindungen. Sie beziehen sich nie direkt auf Körper und Gegenstände, sondern immer auf Vorgänge, auf Handlung, auf Bewegung im allgemeinsten Sinne des Wortes. Wenn irgend etwas die Ansicht der altindischen Grammatiker und der modernen Sprachforscher unterstützt, dass nämlich alle Sprache in ihrem Ursprung von Thätigkeitsbegriffen ausgeht, so ist es die Thatsache, dass jeder Gehörseindruck auf Thätigkeit und Bewegung in der organischen oder unorganischen Welt sich bezieht. Die allgemein übliche Einteilung unserer Gehörsempfindungen in Töne und Klänge einerseits und in Geräusche ist auch für unsere Frage nach dem Wert der Gehörsempfindung als eines Zeichens für unser Erkennen von wesentlicher Bedeutung. Jeder Gehörseindruck kann freilich Zeichen für uns werden, auch der musikalisch schönste Ton. Aber dabei sind wir uns des Wertes der Empfindung als Zeichens immer bewusst. Jedoch der musikalische Ton ist uns meist Selbstzweck, dient nicht in erster Reihe unserer Erkenntnis der Welt, sondern erfreut uns, ist ein Genuss für sich selbst. Dagegen alles, was man Geräusch nennen kann, ist uns vor allem Zeichen für thatsächliche Vorgänge in unserer näheren und ferneren Umgebung. Vom Rollen oder Knattern des Donners an bis zum leisen Spiel des Windes in den Blättern, vom Klappern der Mühle bis zum Ticken der Taschenuhr, vom Brüllen des Löwen bis zum Zirpen der Grille ist uns jedes Geräusch Zeichen für einen Vorgang, den wir dabei mehr oder weniger flüchtig und unklar uns vorstellen, wenn auch vielleicht nur in der Vorstellung der sprachlicheu Bezeichnung des Vorgangs oder seiner Ursache. So ist jedes Geräusch für uns schon eine Art von Sprache, nur dass in der Regel die Absicht der Mitteilung dabei fehlt; aber es ist ein Lautzeichen, das für uns mit der Vorstellung eines bestimmten Vorganges sich verbindet. Kein Wunder, wenn diese Lautzeichensprache der Natur einen Herder auf den Gedanken brachte, die Lautzeichensprache *κατ' ἐξοχήν*, nämlich die menschliche Sprache sei nur der vieltönigen Natur abgelauscht. Jedenfalls war die Natur für den Menschen Lehrmeisterin zur Sprache, als er zu dem, was sie ihm ungesucht bot, nur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

noch die Absicht der Mitteilung, den Willen der Zeichengebung hinzuzugeben brauchte, um den Anfang der Lautsprache zu haben.

Doch unterscheidet sich der akustische Eindruck von dem optischen immer dadurch, dass die Empfindung des Gehörs selbst für unser Bewusstsein mehr im Vordergrund bleibt, und dass wir uns des Charakters der Empfindung als eines Zeichens zur Erkenntnis eines Vorgangs immer bewusst bleiben. Es liegt immer eine Art von Schliessen vor, wenn es sich auch unbewusst und blitzartig vollzieht, wenn wir beim Hören des Gebells an den Hund denken, oder wenn ein leises Rauschen etwa in der Nacht uns belehrt, dass es zu regnen beginnt. Bei Geräuschen sind wir weniger geneigt, die Empfindung als solche zur Wirkung kommen zu lassen, wir denken sofort an die Provenienz, an die Bedeutung, die die Empfindung als Zeichen für uns hat. Aber die akustischen Empfindungen existieren für uns nur in der Zeit, sie sind flüchtig und ewig wechselnd, sie beharren nicht, wie die Gegenstände, die unsere Gesichtseindrücke erzeugen, sie werden deshalb auch in uns nicht in der Art vergegenständlicht, wie die optischen Empfindungen. Es tritt im Bewusstsein nicht der Gegenstand selbst an die Stelle des Zeichens, nicht die Handlung oder Bewegung an die Stelle des Geräuschs. Nur weil das Farbenspiel, das uns den Fluss markiert, oder das Farbenbild, das uns den Baum bedeutet, an derselben Stelle immer und immer wieder erzeugt wird, und weil das Bewusstsein vom Gegenstand dadurch erwächst, und dieser Gegenstand immer in gleicher oder ähnlicher Weise beharrt, und zwar räumlich im Nebeneinander beharrt, vertritt allmählich in unserm Bewusstsein der Gegenstand die Empfindungszeichen. Diese beharrende Gegenständlichkeit fehlt den Ursachen unserer Gehörsempfindungen, und darum bleibt die Empfindung selbst für unser Bewusstsein mehr im Vordergrund als beim Gesichtssinn, und zwar entweder als reine Empfindung oder als Empfindungszeichen.

Gewiss hat auch die Farbe ihre ästhetische Seite. Einfache grelle Farben sind an sich das Entzücken des Wilden, neue Nuancen das Entzücken der Modedame, und ein Makart berauscht sich förmlich am Anblick von Farbenmischungen und -effecten, die ihm geglückt sind. Vielleicht ist der Eindruck, den ein einfach schöner Ton auf unser Lustgefühl macht, nicht tiefer als der einer schönen Farbe, vielleicht bei manchen weniger tief. Aber er verfliesst in der Zeit, er ist Bewegung, er ist der Nuancierung in der Zeit fähig und hat somit die Kraft, unser Empfinden wechselnd zu beeinflussen, den Eindruck abnehmen zu lassen und zu steigern, er kann unser Gefühl meistern und beherrschen, er kann mit einem Wort in unser Gefühlsleben Handlung bringen. Handlung, Bewegung, Thätigkeit ist dem Menschen überhaupt interessanter als starre Unveränderlichkeit eines Gegenstandes. Nur wo sie Vorgänge sahen und Leben, haben die Griechen die Natur unter dem Gesichtspunkte des Göttlichen aufgefasst. Und das Bild der Bewegung mit ihren Eigenschaften des Schnellen und Langsamen, des Starken und Schwachen, Energischen und Leidenden, Freudigen und Ernsten oder Traurigen ist der Ton mit seiner fast unendlichen Modulationsfähigkeit nach Klangfarbe, Höhe und Tiefe, Stärkegraden und rhythmischem Fluss. Das Nacheinander ist hier für die Wirkung die Hauptsache. Die Fabeleien der Griechen inbezug auf die Wirkung der Künste beschränken sich daher bei Malerei und Skulptur immer nur auf den hohen Grad der Ähnlichkeit mit dem Leben, den der Künstler erreichte, bei Gesang und Saitenspiel auf die absolute Macht der Tonwelt über das menschliche und tierische Gemüt. Und Orpheus wird doch einen musikalischen Standpunkt bezeichnen, wo wenig mehr als der einfache Ton in seinem stufenmässigen, dynamischen und rhythmischen Wechsel die Mittel des musikalischen Ausdrucks darstellte.

Wenn wir uns selbst vorstellen könnten, dass auch rein ästhetisch wirkende Farbeneffecte in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zeitlicher Abfolge mit rhythmischer, dynamischer und spezifisch farblicher Abwechslung uns geboten würden, was in Form kunstvollen Feuerwerks wohl möglich wäre, so wäre die Wirkung auf uns doch eine nur einseitige. Es wäre ein vielleicht wechselreiches, bald stärkeres, bald weniger starkes Lustgefühl. Die ganze innere Welt möglicher Stimmungen in uns wird nur durch die Tonwelt, den Rhythmus des Tons, seinen Wechsel in Stärke und Schwäche und durch den Tonfall und Tonklang, die Tonfarbe, in Bewegung gesetzt. Das Wohlgefallen am schönen Klang an sich besteht selbständig daneben. Wir freuen uns am sonoren Ruf des Kuckucks und sind dabei meist nicht einmal in der Lage, uns den Sänger selbst vorstellen zu können. Hier erfreut der blosse Klang, der Tonfall und der denkbar einfachste Rhythmus. Eine Stimmung spezifischer Art scheint uns darin nicht zu liegen. Anders ist es, wenn wir nach Einbruch der Nacht den eintönig klagenden Ruf des Schwarzspechts hören, dessen Klangfarbe und gleichmässiger Rhythmus auf einem und demselben Ton etwas Melancholisches, Klagendes für uns hat. Nachtigall und Lerche in ihrem Gegensatz zu einander für unsere Stimmung seien nur genannt. Ob die Stimmung z. B. der Nachtigall die gleiche ist, die ihr Schlag in uns erzeugt, ist mindestens zweifelhaft. Dass auch Geräusche unsere Stimmung bedeutend beeinflussen können, lehren die Dichter, denen z. B. das Murmeln der Quelle kein blosses Geräusch, auch kein blosses Zeichen für die spezifische Bewegung des Wassers ist; deren Stimmung mächtig erregt wird durch die ganze Fülle von Geräuschen, die die elementaren Vorgänge in Wasser und Luft im Gefolge haben.

Aber wenn schon blosse Geräusche, in der anorganischen Welt erzeugt, unsere Stimmung vielseitig und mächtig bewegen, wenn der blosse Ausdruck des Lustgefühls der Vögel zur Parungszeit die verschiedenartigsten Gefühle in uns wach zu rufen vermag, wie viel mehr ist dies bei den Tönen der Fall, in denen die höheren Tiere und die Menschen selbst ihr Leid und ihre Freuden laut werden lassen! Hier ist uns fast jede Nuance des Tons unmittelbar verständlich, und die Empfindung, die laut geworden ist, erzeugt sich unmittelbar als sympathetisches Gefühl beim Hörer. Um so verständlicher werden uns diese Laute, je näher das Tier dem Menschen und je näher der Mensch uns selbst steht. Die ästhetische Schönheit des Tones an sich kann hier die Wirkung auf unsere Mitempfindung nur steigern, kann aber auch für sich noch empfunden werden neben dem spezifischen Lust- oder Unlustgefühl sympathetischer Art, das durch den Charakter des Tons als Ausdrucks eines Gefühles in uns erzeugt wird. Es sind diese Laute alle neben ihrer durch den blossen Ton erfreuenden Eigenschaft ursprünglich nur Zeichen für uns, die uns die Vorgänge im Empfindungsleben des Nebenmenschen oder Tieres erkennen lassen; und manche Zeichen der Art werden wir gewiss falsch deuten bei Säugetieren und Vögeln. Aber das Bewusstsein des Zeichens als solchen verschwindet bald, und so wie wir bei Gesichtseindrücken Gegenstände unmittelbar zu sehen glauben, so glauben wir bei Tönen unmittelbar die Gefühlsbewegung des Nebenmenschen zu hören.

Noch haben wir von der Sprache kein Wort gesagt, und doch schon eine ganze Reihe der stärksten und verschiedenartigsten Einwirkungen des Lautes auf unser Empfindungsleben konstatieren können und ein entsprechend grosses Gebiet kennen gelernt, wo der Laut uns als Zeichen für die Wahrnehmung von Vorgängen in der Umgebung diente. Die Reihe bestand einmal in Geräuschen ohne wesentliche ästhetische Eigenschaften, die aber als Zeichen Wert für uns haben; dann in Geräuschen, die Wohlgefallen erzeugen, wo dann das Wohlgefallen in der Mehrzahl der Fälle uns wichtiger ist als der Wert des Zeichens, der mit dabei ist; dann in Geräuschen, die unser Stimmungsleben stark beeinflussen, vielleicht ursprünglich auf anthropomorphischem Weg, wenn der Donner von Zeus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

oder Donar ausgeht, das Heulen des Sturmes nur mit dem wilden Jäger u. dgl. gedacht wird, wo aber der Gemütseindruck den Wert des Geräusches als Zeichens weit überwiegt; ferner Töne der belebten Natur, die erfreuen und zugleich das Gemüt in bestimmter Weise bewegen, obwohl sie der Ausdruck einer vielleicht ganz anders gearteten Stimmung sind; und endlich Töne, die der Ausdruck einer Stimmung sind und sympathetisch die gleiche Stimmung unmittelbar erregen, nachdem sie ursprünglich nur als Zeichen verstanden werden konnten. Alle bezogen sich auf Vorgänge, alle waren die akustischen Bilder von Thätigkeiten, Bewegungen, Handlung; ein Teil das akustische Bild, um nicht zu sagen der akustische Reflex von Handlung oder Vorgang im menschlichen Gemüt, Bilder der Gefühlsbewegung.

Alle die Laute, von denen hier die Rede war, erfolgen ohne bewusste Absicht. Der Zweck der Mitteilung ist ausgeschlossen auch bei den zuletzt erwähnten menschlichen Lauten, die Ausfluss einer bestimmten Gemütsbewegung waren. Aber diese letzteren Laute nähern sich der Sprache, insofern sie Kunde geben von inneren Zuständen und Vorgängen in der menschlichen Seele, nur dass noch die Absicht der Mitteilung fehlt. Die Wirkung ist da. Und nun kommt zu allen diesen akustischen Empfindungen und Zeichen noch die Sprache. Sie entbehrt nichts von den akustischen Einwirkungen auf unser empfindendes und geistiges Wesen, die bisher aufgezählt sind. Sie schliesst auch bereits alle Arten der äusseren Reize in sich, die bisher besprochen sind. Sie nimmt die Welt der Geräusche in sich auf durch die artikulierenden Consonanten. Dies fühlt unbewusst jeder Mensch, bewusster der Dichter, der in seinen Lautmalereien, wenn es sich um onomatopoetische Schilderung von Naturvorgängen handelt, am nachdrücklichsten mit Consonanten wirkt (*τριχθά τε καὶ τετραχθὰ διέσχισεν ἷς ἀνέμοιο* u. a.). Sie bietet die wechselnde Welt der Klänge und Töne mit allen ihren Mitteln der Einwirkung auf unsere rein ästhetische Empfindung, sie kann ästhetische Lust- und Unlustgefühle erzeugen in unendlicher Abstufung; und sie bietet alle Wechsel der Tonfarbe, der Tonhöhe und des Rhythmus, um dadurch unbewusst oder bewusst unsere Gefühlswelt anzuregen in allen Möglichkeiten dunklerer Stimmungen und bewusster Gefühle. Die Tonfarbe und Tonhöhe wechselt beim naiven und gemütvollen, von keiner Convenienz eingeschnürten Menschen, also bei Kindern, natürlichen Frauen — meist weniger bei wissenschaftlich arbeitenden Männern von nüchterner Logik — in der mannigfaltigsten Weise. Wer sein Ohr darauf richtet, wird eine ganze musikalische Welt auf diesem Gebiet der Sprache entdecken, freilich vielleicht am wenigsten bei Lehrern, weil hier Beruf und Drang nach Ausbildung der logischen Denkfähigkeit die Gemütsimpulse und -accente vielfach auf die engeren Gebiete der Ärgerlichkeit, Gereiztheit, der Entrüstung und des Zorns beschränkt, während die reiche Skala menschlich schönerer Gemütseigenschaften und -regungen, deren der einzelne Lehrer wohl fähig ist, dem Schüler oft unbekannt bleibt. Und ganz ohne Rhythmus kann man nicht sprechen, und je erregter der Untergrund unseres Gefühlslebens ist, dem unsere Worte entströmen, um so bezeichnender wird auch der Rhythmus, in dem wir uns aussprechen, und es verbindet sich dann das kräftiger hervorgekehrte und charakteristisch betonte Element des Geräusches in den Consonanten mit der Schönheit und der Klangfarbe der Vokale, dem Tonfall und pathetischen Accent und dem daraus sich ergebenden packenden Rhythmus zu einer Gesamtwirkung — ehe man noch den Sinn der Rede begriffen hat —, die alle Seiten der vieltönigen Natur in einer einzigen Folge von Sprachlauten zusammenfasst.

Und doch ist dies immer noch nicht die Hauptsache. Die Worte sind ja Zeichen, wie uns Aristoteles belehrt, und wie es die ganze gelehrte Welt Jahrtausende nachgesagt hat und immer noch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

theoretisch und praktisch nachsagt. Denn wo man auch der Erkenntnis sich verschlossen hat, dass man mit dem „Zeichen“ in mehrfacher Hinsicht irregeleitet ist, lässt man doch die ganze Praxis auf dieser aristotelischen Grundlage beruhen. Aber lassen wir die unzulängliche Definition bestehen und die Worte als Zeichen gelten, so sind sie doch nicht Zeichen für die Dinge, sondern Zeichen für unsere Vorstellung von den Dingen, ihren Beziehungen und Bewegungen, und für unsere Begriffe. Sie sind also keine primären Zeichen, sondern secundäre, abgeleitete, auf einer späteren Stufe vorgängiger geistiger Entwickelung erst mögliche. Die Vorstellungen selbst, die wir bezeichnen, sind primären Zeichen zu verdanken, und nun erst kommt das Wort als Zeichen für diese Vorstellungen; und was noch erstaunlicher ist, es sind Zeichen des Gehörs, die aber im wesentlichen nur Vorstellungen des Gesichtssinnes bezeichnen. Wenigstens ist dies um so mehr so, je mehr wir uns dem Ursprung der Sprache nähern, je weniger noch die Welt des Abstrakten betreten ist. Unter allen Umständen aber sind diese secundären Wortzeichen akustische Mittel der Erkenntnis und der Mitteilung, für die das Gebiet ganz irrelevant ist, aus dem die Vorstellungen, die sie bezeichnen, genommen sind. Die optischen Zeichen führten zur Erkenntnis von Gegenständen, sie waren räumlicher Art und lehrten uns das Räumliche erkennen, die akustischen Zeichen waren zeitlicher Art und lehrten uns das Zeitliche kennen, die Wortzeichen sind akustischer Art und lehren uns die ganze Welt des Denkbaren kennen, bezeichnen das Räumliche und Zeitliche, das Sichtbare und Hörbare, überhaupt die Vorstellungen aller Sinne, und neben dem Sinnlichen auch noch das Übersinnliche. Sie bezeichnen dies alles und lehren es uns somit kennen nach der uralten Bedeutung des Wortes Namen, ὄνομα, nomen, das nicht „Mittel der Bezeichnung“ sondern „Mittel der Erkenntnis“ bedeutete, weil der Sprachschöpfer wohl einsah, dass man nicht den Gegenstand mit dem Namen bezeichnete, sondern nur das, was man an ihm erkannte, wofür man ihn erkannte, und dass das Wort, der Namen, nur das am Gegenstand Erkannte enthielt, aussagte, mitteilte, somit Erkenntnismittel (gnomen) war.

Aber merkwürdigerweise spricht alle Welt von dem, was die Worte „bezeichnen“, sieht es als selbstverständlich an, dass die Worte etwas bezeichnen oder Zeichen für etwas sind, und doch sind sich bis jetzt noch nicht allzuviele darüber vollkommen klar, was die Worte bezeichnen, dass sie nämlich nur unsere Vorstellungen und Begriffe von den Dingen und ihren Beziehungen bezeichnen, indess man insgemein ohne weiteres Nachdenken annimmt, die Worte bezeichneten Dinge. Hier steckt wohl der ganze Grundirrtum in der Auffassung vom Wesen der Sprache. Weil unsere Vorstellungen geistige Bilder der Dinge sind, aus Zeichen erwachsen, und nun selber als geistige Bilder gewissermassen Zeichen für die Dinge, und weil wir die Vorstellungen und Begriffe mit den Wortzeichen ausdrücken, so halten wir, ohne uns des wichtigen Zwischengliedes bewusst zu werden, die Worte für Zeichen der Dinge, die Sprachen für Systeme von Zeichen für die Welt und alles, was in ihr für uns vorgeht, nicht aber für Systeme von Zeichen für das subjective Gegenbild der Welt und ihrer Vorgänge in uns.

Hier ist wieder ein Punkt, der uns darauf hinweist, dass die Sprache ursprünglich von Thätigkeitsbegriffen ausging. Eine selbständige Welt von Vorstellungen und Begriffen wird niemand geneigt sein, als vor aller Sprache existierend anzunehmen. Diese Welt entwickelt sich erst in Verbindung mit dem Wort. Der Ausgangspunkt aller Sprachschöpfung wird nun wohl auf einem Gebiet gesucht werden müssen, wo Ding und Vorstellung davon für unser Bewusstsein identisch sind. Diese Identität hat statt bei unsern Thätigkeiten. Was ich thue, das ist mir das unmittelbar Gewisse und Bekannte. Kein Ding in der Welt und keinen Vorgang

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kenne ich nach Verlauf, Motiv, Zweck, nach seinem ganzen Wesen so genau als die eigene Thätigkeit. Dieselbe Thätigkeit des Nebenmenschen war hier nach Erscheinung und Wesen mit der meinigen identisch. Hatte der Sprachschöpfer seine spezifische Thätigkeit mit einem Laut bezeichnet, so war sie überhaupt bezeichnet. Der Ausgangspunkt für die Bezeichnung war hier nicht eine vorhergeschaffene Verallgemeinerung, wobei man die hohe Weisheit des Sprachschöpfers bewundern müsste, dass er nicht das individuelle Ding bezeichnet hat, sondern sein Allgemeines, den Begriff davon; war aber auch nicht der einzelne Gegenstand, wo dann die Frage schwer zu lösen wäre, wie die Sprache von der Bezeichnung des Individuums zur Bezeichnung des Genus weitergeschritten wäre, sondern es war eine Thätigkeit, die für das Bewusstsein des Sprachschöpfers die gleiche war bei ihm und andern. Die individuelle Thätigkeit des Flechtens, Grabens, Schälens war mit der Vorstellung davon identisch und so war auf diesem Gebiete und wohl nur auf diesem die Einheit des Individuellen und Generellen gegeben, die Sache selbst untrennbar mit der Vorstellung davon. Von hier aus war der Weg gebahnt zu jener scheinbaren und fast unbegreiflichen Weisheit der Sprachschöpfer, dass sie sich gewöhnten die Vorstellungen von den Dingen zu bezeichnen und zwar die generellen.

II. Denken ohne Sprache.

Bevor wir näher eingehen auf den Wert des Zeichens im Wort für unser Denken und auf das genauere Verhältnis des Lautzeichens zu Vorstellung und Begriff, wollen wir die Frage zu lösen versuchen, wie weit wir mit unserm Denken ohne Zuhülfenahme der Sprache gelangen können. Wir werden uns dabei darauf beschränken müssen zu untersuchen, wie weit der heutige Kulturmensch, der ja, in vieltausendjährigem Besitz der Sprache, wohl auch in seinem Denken ausserhalb der Sprache dem ewig sprachlosen Tier gegenüber gefördert sein mag, mit seinem Denken ohne Worte kommen kann. Wie weit er vor dem Ursprung der Sprache mit seiner Denkthätigkeit reichte, bis zu welchem Umfang, welchem Grade der Leichtigkeit und Klarheit sein Denken ging, wird sich mit Sicherheit nicht feststellen lassen. Denn das Denken des Tieres kennen wir zu wenig, und beim Menschen ist der Weg des Rückschlusses bis in den vorsprachlichen Zustand hinein zu weit, um sichere Ergebnisse hoffen zu lassen.

Bildhauer und Maler denken in Formen und Farben, Musiker in Tönen, Mathematiker in räumlichen Gebilden der mannigfaltigsten Art, ohne mehr das Wort dazu zu Hülfe zu nehmen. Wir sagen „mehr". Denn wären bei Malern, Bildhauern und ebenso bei Mathematikern die Formen und Farben und räumlichen Gebilde für ihr Vorstellen und scheinbar sprachloses Denken in diesen Vorstellungen nicht längst durch sprachliche Fixierung gleichsam erst geschaffen, wären sie nicht erst durch das Wort ausgesondert aus der bunten Tafel des wechselnden Weltbildes, so könnten jene in diesen Formen eben nicht denken. Die Linien, Ebenen, Curven und körperlichen Gebilde, in denen wir denken können, können wir so wie es geschieht nur vorstellen und beliebig combinieren, um zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, weil sie durch Wort und Sprache erst bestimmt, definiert sind und so eine feste Gestalt auch für unsere Phantasie gewonnen haben, die jetzt sprachlos mit ihnen operiert. Ebenso könnten die Künstler des Räumlichen ihre sprachlose Phantasie auf ihren Gebieten nicht walten lassen in dem Umfang der Klarheit und Bestimmtheit in allen Einzelheiten, wie sie es thun, wenn die Welt des Begrifflichen, d. h. Sprachlichen, allen den Teilen und Elementen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in Farbe und Form, in denen die Phantasie des Künstlers combinierend und gestaltend sich ergeht, nicht erst bestimmte Begrenzung und somit individuelle Existenz in unserm Vorstellen verschafft hätte. Wohl vermag also die räumliche Phantasie in Kunst und Wissenschaft ohne Worte zu denken und Kunstwerke zu schaffen oder Erkenntnisse zu gewinnen, aber nur weil die Sprache ihr die Elemente, die Mittel dazu geliefert hat. Es ist bei dem Denken des Musikers in Tönen nicht anders. Auf unserer Entwickelungsstufe der Musik setzt das Denken in Tönen eine Fülle von Kenntnissen auf dem Gebiete der Tonwelt voraus, die weder die Menschheit noch der einzelne Mensch ohne Sprache jemals erreichen könnte, ganz abgesehen von der Quelle aller musikalischen Kunst, die eben im Gefühlsaccent der Sprache selbst zu suchen ist.

In welchem Umfang der Mensch vor der Sprache dieses Denkens in Tönen, Formen und Farben fähig war, wird sich gleichfalls nicht mit Sicherheit feststellen lassen. Jedenfalls waren die optischen und akustischen Elemente, mit denen die vorsprachliche Phantasie hätte operieren können, nicht nur die allereinfachsten, sondern es fehlte ihnen auch noch alle Bestimmtheit, alle sichere Umgrenzung, die nur durch die Sprache in die Vorstellungen hineinkommt. Eine traumhafte Association solcher unklaren und fliessenden Vorstellungen ist kein Denken, und ein bestimmtes Wollen wird sich schwerlich darauf gewandt haben, zu irgend welchen künstlerischen oder wissenschaftlichen Zwecken in solchen Vorstellungen räumlicher oder zeitlicher Art zu denken. Die Kunst beginnt auf dieser primitiven Stufe mit der Ausführung der künstlerischen Thätigkeit, nicht mit der vorläufigen Schöpfung des Kunstwerks in der Idee, im blossen Denken. Erst die praktische Ausführung von primitivsten Schnitzereien und Malereien schuf im Menschen die Fähigkeit freier Vorstellung dessen, was er gearbeitet hatte, und in weiterem Verlauf erst die Fähigkeit, Formen in der Vorstellung zu erfinden. Die Anfänge hierzu sind sicher aber erst nach oder mit der Entstehung der Sprache eingetreten. Ähnlich geht in der Musik sicher das Singen dem produktiven Denken in Tönen voran, und die Erkenntnis des Sichtbaren, das Messen und Zählen, dem wissenschaftlichen Denken in Formen. Messen und Zählen setzt aber Sprache bereits voraus. Abschliessend lässt sich hier wenigstens soviel sagen, dass auf unserer Stufe der geistigen Entwickelung durch die Sprache ein wortloses Denken in Formen, Farben und Tönen möglich ist, vor Beginn der Sprache so gut wie nicht.

Aber diese ganzen geistigen Thätigkeiten sind kein Denken im engeren Sinne des Wortes. Sie sind ein combinierendes und insofern produktives Vorstellen, eine durch die sprachliche Entwickelung des Menschen mächtig geförderte und im Grunde eigentlich erst geschaffene geistige Funktion, die unterhalb oder jedenfalls ausserhalb des Denkens im eigentlichen Sinne steht. Niemand wird z. B. die Denkgesetze im engeren Sinn, also die Gesetze der Logik auf dieses Gebiet des combinierenden Vorstellens anwenden wollen. Denn dies Denken mit seinen Gesetzen beginnt erst diesseits des Ursprungs der Sprache; beim einzelnen Menschen also entsprechend erst mit der Anwendung des Wortes und Satzes. Betrachten wir aber die Elemente unseres Denkens von dem Gesichtspunkte aus, bis zu welchem Punkte nicht mehr ganz elementarer Stufe geistige Thätigkeit ohne das Wort gelangen kann, so ergiebt sich selbstverständlich zunächst, dass die Empfindung an sich des Wortes nicht bedarf; die Reproduction der Empfindung wird, so sehr sie auch durch die Sprache erleichtert und gesichert werden mag, doch auch ohne das Wort wenigstens möglich sein; damit aber auch die Vorstellung, die aus Empfindungen erwächst und auf Reproduction beruht. Wir können uns nun wohl alle möglichen Gegenstände mit beliebigen wesentlichen und unwesentlichen Eigenschaften vorstellen, und der sprachlose Mensch konnte dies in mässigem Umfang wohl auch. Werden wir doch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sogar dem Tier die Vorstellung nicht ganz absprechen wollen trotz aller berechtigten Abneigung, über die geistigen Funktionen des Tieres etwas wissen oder aussagen zu wollen. Wir können uns also ohne Zweifel ein schwarzes, weisses oder braunes Pferd vorstellen, ein Tier in Ruhe oder in Bewegung, ein spielendes oder schlafendes Kind. Diese Vorstellung als ungeschiedene Einheit ist vollziehbar ohne das Wort, und mit Vorstellungen von Gegenständen aus dem nächsten Interessenkreis scheint dies auch schon dem vorsprachlichen Menschen möglich gewesen zu sein, wenn auch nur unabsichtlich wie im Traum. In dem Moment aber, wo ich die Synthesis, die in der Vorstellung liegt, als solche erkenne, wo ich die ungeschiedene Vorstellung zu analysieren beginne, hilft uns nur noch das Wort von der Stelle. Mit analysierten Vorstellungen lässt sich nicht operieren, nur mit Zeichen, d. h. Worten dafür.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass alle geistigen Funktionen, die unterhalb dieser ersten analysierenden Thätigkeit stehen, durch die Einwirkung des Wortes mächtig gefördert und hoch über ein früheres Niveau hinausgehoben werden. Das Wort erst bringt Klarheit und Begrenztheit, bringt volleres Bewusstsein in das Gebiet der einfachen Empfindungen hinein, und durch das erinnernde Wort wird die Empfindung mit einer vorher niemals möglichen Leichtigkeit reproduziert, und wird somit eine Beweglichkeit und Gelenkigkeit auch schon in die einfachsten Funktionen der Seele gebracht, wie sie ohne das Wort sich niemals entwickelt hätte. Dazu wird der Inhalt der verschiedenen Empfindungsgebiete gewaltig bereichert, wenn auch vielleicht nur für unser Bewusstsein. Aber darauf kommt ja alles an. Erst an der Hand der Bezeichnung lernen wir alle möglichen Nuancen eines Empfindungsgebietes richtig scheiden, werden ihrer richtig bewusst, und wird uns somit der Inhalt eines jeden Empfindungsgebietes in seinem Reichtum erst erschlossen. Dass dieselbe grössere Beweglichkeit und Gelenkigkeit unseres Geistes durch den Einfluss des Wortes auch dem ganzen Gebiete des Vorstellens zugute kommt, ist selbstverständlich. Nur ist der Zuwachs an Inhalt auf dem Gebiet des Vorstellens, namentlich dem des Gesichtssinns, durch den Einfluss des Wortes unvergleichlich viel grösser als auf dem Gebiet der Empfindung. Hat erst die Analyse der Vorstellungen begonnen und somit das Prädizieren, so bedeutet jeder Schritt in dieser Richtung der Zergliederung eine Entdeckungsreise in die Welt der Gegenstände und die Bereicherung unseres Vorstellungsvermögens mit neuen Vorstellungen. Durch die Sprache erst wird uns das Auge geöffnet zur Betrachtung und zur Erkenntnis der Welt. Aus der unbegrenzten bunten Farbentafel der Welt treten dem Tier, auch dem intelligentesten, nur wenige Gegenstände in bestimmterer Umgrenzung vor das Bewusstsein; es sind die Gegenstände seines vitalen Interesses. Die Fülle der andern Farben bleibt ungeschieden. Daher der stupide Blick auch des Hundes in die Welt, wenn nicht ein bestimmtes Interesse für einen der wenigen Gegenstände seines Lebensbedürfnisses dem Auge einen gewissen Ausdruck des Intelligenten verleiht.

Aber die Vorstellung an sich ist ohne Wort und ohne Sprache möglich. Erst bei der Analyse einer Vorstellung in mindestens zwei Teilvorstellungen, deren eine Prädikat der andern ist, ist das Wort nicht mehr zu entbehren, muss die Sprache, die Welt der Zeichen die Beweglichkeit der Vorstellungen zu Analyse und Synthese herbeiführen. Alles eigentliche Denken beruht in letzter Instanz auf Beobachten und Vergleichen. Das Ergebnis der Vergleichung ist Trennung oder Verbindung. Ist die Funktion des Vergleichens auch ohne Worte zu vollziehen, so ist es die Trennung und Verbindung, mit einem Worte auch hier die Analyse des Wahrgenommenen oder Vorgestellten, nicht mehr. Wir können ja allerdings die Vorstellung eines früher gesehenen Pferdes z. B. und die Vor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

stellung der weissen Farbe ohne Worte reproduzieren, und wir können die Synthese aus den durch Analyse gewonnenen Teilvorstellungen durch eine Geste, eine Bewegung deiktischer Art, die alle möglichen Formen annehmen kann, andeuten und haben so ohne Wort, — fast möchte man sagen unter geschickter Umgehung des Worts — einen Gedanken, einen Satz in blossen d. h. wortlosen Vorstellungen gedacht. Aber das Zeichen hat auch da nicht gefehlt. Das deiktische Zeichen der Synthese vertrat hier die Stelle des Wortes. Es war also doch ein Akt des Sprechens dabei, wenn auch in der Sprache der Taubstummen, die ganz in Gesten besteht. Es braucht kaum noch besonders erwähnt zu werden, dass diese Art wortloser Synthese umständlich und unbequem wäre und in Wirklichkeit schwerlich geübt wird, ausser etwa bei Taubstummen, wo sie aber doch völlig Zeichensprache ist Aber schon die Vorstellung des spielenden Kindes, des springenden Löwen zu analysieren geht nicht mehr recht ohne das Wort. Kann ich mir ein Kind vorstellen und einen Löwen, so ist doch die Vorstellung des Spielens oder des Springens an sich kaum vollziehbar Hier muss die Geste des Taubstummen auch für das Prädikat eintreten, nicht bloss für die Copula, oder das Wort muss den Vollzug der bewussten Synthese aus vorgängiger Analyse ermöglichen. Und doch sind dieses Trennen und Verbinden, sind diese Analyse und Synthese und das Beziehen zweier Vorstellungen aufeinander die Elementarformen des eigentlichen Denkens im engeren Sinne des Wortes. Und — bezeichnend genug für das Verhältnis von Denken und Sprechen — ist die Sprache unerlässlich für den Vollzug auch der einfachsten Denkoperationen. Auf der untersten Grenze dieses Denkens steht das Vergleichen, das an sich durch blosse vom Wollen dirigierte Sinnesbeobachtung möglich ist, das aber der Sprache nicht entbehren kann, sofern es eine Analyse, eine Synthese, die Erkenntnis einer Beziehung zum Zweck hat. Und einen solchen nur mit Hülfe des Wortes vollziehbaren Zweck wird das bewusste Vergleichen wohl immer haben Somit setzt auf diesem untersten Grenzgebiet des eigentlichen Denkens, dem des Vergleichens, die Sprache schon mit ein. Ist das Vergleichen an sich noch ohne das Wort möglich, so ist der damit immer verbundene Zweck der Erzielung einer Erkenntnis ohne Sprache nicht erreichbar, steht also das Vergleichen auf der Grenzscheide des Denkens selbst und der dem eigentlichen Denken noch nicht zugehörigen Function der Sinnes- oder Vorstellungsthätigkeit. In nichts ist die Notwendigkeit des Sprechens für das Denken, die Unerlässlichkeit des Wortes für alle Denkfunction besser erkennbar als eben darin, dass die ursprünglichsten und elementarsten. Denkvorgänge durchaus an das Wort gebunden sind, und zwar nicht etwa nur, sofern wir dieses Denken, dieses analysierende Vorstellen mitteilen wollen, sondern für den Vollzug des Denkvorgangs an sich.

Auch von dieser Seite aus bekommt die Ansicht, dass alle Sprache von Thätigkeitsbegriffen ursprünglich ausgeht, eine weitere Unterstützung. Nominale Prädikate liessen sich auf rein deiktischem Weg zum Bewusstsein bringen, verbale kaum oder nur in seltenen Fällen, es bedurfte da der Pantomime oder des Wortes. Die Wirklichkeit wird vielfach beides verbunden haben, Wort und Geste; beide sind Sprache, beide Zeichen für Vorstellungen. Übrigens darf man vielleicht die geistigen Functionen unterhalb dieser Grenze des eigentlichen Denkens nicht unterschätzen. Die Bewegung innerhalb der Welt des Sichtbaren, die Erreichung aller Mittel der Selbsterhaltung und Erhaltung der Gattung vollzieht sich ja auch beim Tier ohne Denken in unserem Sinn mit fast absoluter Sicherheit. Vielleicht um so sicherer, je weniger eigentliches Denken dabei mitwirkt. Der Frage, warum das Tier eine solche Sicherheit entwickelt in Erreichung seiner Lebenszwecke, wollen wir nicht näher treten. Aber wir können aus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unserer menschlichen Erfahrung so manches constatieren, worin ohne das Wort ein Handeln sich entwickelt, das auf Denken zu beruhen scheint und doch des Wortes nicht bedarf, dass wir von hier aus einen Begriff bekommen können von der Tragweite der blossen Association und Reproduction der Vorstellungen. Wir denken hier z. B. an das ganze Gebiet nachahmender Beobachtung der Eltern vonseiten der Kinder. Der Junge sieht im Garten z. B. die Erde eines Beetes sich heben, sieht den Vater mit der Hacke heranschleichen, zuhauen, den Maulwurf herauswerfen und töten. Diese ganze Beobachtung bedarf keines Wortes, keiner Erklärung, das Kind brauchte kein zu dem ganzen Vorgang gehöriges Wort zu kennen, es würde trotzdem, wenn es den Boden wieder einmal sich bewegen sähe, die Association von Vorstellungen reproducieren können und genau wissen, um was es sich handelt. Es wird ebenso alsbald aus Beobachtung wissen, welche Früchte des Waldes der Vater verwirft und welche er geniesst. Auf demselben Wege nachahmender Beobachtung lernt die junge Katze mit der Maus spielen, dann auf alles zueilen und zugreifen, was sich bewegt. Bei allen diesen Erscheinungen liegt der Schein des Schliessens vor, ist aber in Wirklichkeit nur eine Association in Thätigkeit, zu der die Beobachtung, eine Wahrnehmung den Anlass giebt, und die zudem als Reproduction mehr nur eine solche der Handlung als der Vorstellung ist.

Das Beispiel mit dem Maulwurf mag vielleicht erst möglich sein auf der Stufe des sprechenden Menschen. Aber nur insofern, als der sprachlose Mensch noch kein Werkzeug sich geschaffen hatte. Aber das Werkzeug ist in dem Beispiel nicht das Wesentliche. Jede Handlung des Vaters, die einen bestimmten Zweck verfolgt und erreicht, kann Gegenstand der Beobachtung sein vonseiten des Jungen und alsbald Gegenstand der Nachahmung. Und auf diesem Wege lernte auch der sprachlose Mensch sich in der umgebenden Welt zurechtzufinden und sie für seine Zwecke zu nützen. Aber alles Wissen und Erkennen, alle Association und Reproduction bezog sich dann ausschliesslich auf Erhaltung des Lebens und Fortpflanzung der Gattung. Bis zu diesem Punkte scheint das vorsprachliche Denken, wenn man so sagen darf, durchaus genügt zu haben. Ein Schliessen, wie die Logik es lehrt, giebt es ohne das Wort nicht, weder bei Mensch noch bei Tier. Wohl aber logische Associationen in grosser Zahl. Und das wirkliche logische Schliessen in Worten ist schliesslich nichts als die Analyse der Association, der scheinbar logischen Handlung, wie oben das Urteil, die erste Prädizierung, nur Analyse der vorher ungeschiedenen Vorstellung war. Die Vorstellung war vor der Analyse, die logische Handlung aus Association vor dem logischen Schluss, dem Syllogismus.

Wenn ein Denken im eigentlichen Sinne ohne Reden nicht möglich erscheint, so liegt die umgekehrte Frage nah genug, ob ein Reden ohne Denken möglich ist. Die Antwort eines Jungen als „gedankenlos“ zu bezeichnen, gehört in das Reich der pädagogischen Übertreibung bei Eltern und Lehrern. Der Junge hat nur nicht das gedacht, was wir wollten, hat einen Gesichtspunkt ausser acht gelassen, auf den wir Gewicht legten, oder hat sich irgendwie eine Anstrengung erspart, die wir ihm zumuteten. Ein gedankenloses Reden im vollen Sinne des Wortes giebt es wohl nicht. Jedes Wort ist ein Denkelement und kann von einem menschlich vernünftigen Wesen nicht ausgesprochen werden, ohne zugleich Denkelement zu sein. Wir müssten denn gerade imstande sein unser Bewusstsein von dem zu trennen, was die Zunge spricht, oder etwa blosse Zungengymnastik treiben wollen. Ein Wort aus einer unbekannten Fremdsprache ist für uns dabei kein Wort, wie sich weiter unten ergeben wird. Entspricht auch ein ausgesprochener Satz nie dem, was wir sagen wollten oder sollten, enthält er als Ganzes selbst einen baren Unsinn, so konnte er doch nicht von einem geistig gesunden

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Menschen gesprochen werden, ohne dass seine Teile, die einzelnen Worte, zugleich als Denkelemente bewusst geworden wären; nur sind sie Stückwerk geblieben und haben sich nicht zu einem Ganzen zusammengeschlossen.

Wir kommen nun noch einmal genauer auf die Frage zurück, wie etwa die menschliche Vorstellungswelt beschaffen sein mochte vor Eintreten des Wortes. Auf der einen Seite werden wir, wie schon erwähnt, dem Tier, das doch wahrnimmt und Gedächtnis hat, die Vorstellung nicht völlig absprechen wollen. Sie scheint in irgendwelchem Umfang und in irgend welchen vielleicht von allem Menschlichen weit entfernten Formen beim Tier dasein zu müssen. Und andrerseits sehen wir auf dem Niveau des sprechenden Menschen, was alles aus der Vorstellung durch das Wort erst wird, und könnten von dem Standpunkt dieser Erfahrung aus leicht dazu kommen, alles, was Vorstellung heisst, als durch das Wort erst geworden anzusehen. Versuchen wir auf dem Wege des Rückschlusses uns dem Vorstellungszustand des vorsprachlichen Menschen zu nähern. Jedes Prädikat eines Gegenstandes ist uns ein Stützpunkt, von dem aus wir zu neuen Prädikaten, d. h. Erkenntnissen, kommen. Vollzähligkeit der Prädikate eines Gegenstandes ist vollständige Erkenntnis desselben. Die völlige Erkenntnis besteht in der völligen Beschreibung oder Prädizierung. Der Zuwachs an Erkenntnissen ist Zuwachs an Prädikaten; aber jedes neue Prädikat, also jede neue Erkenntnis setzt die alten voraus. Vergleichen wir ein Erkenntnisgebiet mit einem Stück Land, so sind die Prädikate, die die Erkenntnis des Gebietes vermitteln, die Landstrassen, Feldwege, Fusswege und Pfädchen, die nach allen Richtungen durch das Gebiet gelegt werden, bis es in allen Teilen zugänglich und unserm Erkennen aufgeschlossen wird. Aber jeder weitere Meter Weg, den wir anlegen, ist von dem bereits angelegten Stück abhängig, jeder Nebenweg und Fusspfad von dem Hauptwege. Oder dringen wir mit unserm Erkennen in die Höhe oder Tiefe, so gleicht jedes neue Prädikat einer weiteren Stufe, auf der wir aufwärts oder abwärts weiterdringen, um zum Ziele zu gelangen, und jede weitere Stufe setzt alle vorausgehenden als unentbehrlich voraus. Man vergleiche nur, was nicht etwa ein heutiger Wilder vom Pferd an Prädikaten weiss, sondern was etwa ein homerischer Grieche über sein Streitross zu sagen wusste, und was heute ein Zoologe auf der Höhe der Wissenschaft über dieses Tier auszusagen vermag, und man wird begreifen, welch ein weiter Weg zurückgelegt werden musste, bis alle die Prädikate durch Analyse gewonnen waren, und wird zugleich erkennen, dass die weiter vordringende Analyse immer das als Stützpunkt benützte, was an Prädikaten bereits sprachlich fixiert, also erkannt war. Und so ist es auf allen Gebieten, und auf manchen kann man noch genau nachweisen, was die erst erkannten oder doch allen Erkenntnissen zugrunde liegenden Prädikate waren, und kann die stufenmässige Ableitung immer weiterer Prädikate noch historisch verfolgen. Wir denken an Mathematik und Axiome. Aber auf dem Gebiet der Geschichte einer jeden Wissenschaft ist Ähnliches der Fall. Keine sprang als Minerva aus Jupiters Haupt. Schritt für Schritt ging die Entwickelung der Erkenntnis auf allen Gebieten, und jeder Schritt, sollte er als Basis dienen für weitere, musste sprachlich fixiert sein.

Was ist nun ein beliebiges Erkenntnisgebiet für den Menschen, ehe das System von Wegen durchgelegt ist, auf denen er das ganze Gebiet in allen Einzelheiten durchwandern, mustern und erkennen kann? Was sind ihm Höhe und Tiefe, ehe er sie auf Stufen erreichen kann? Und was ist etwa dem Menschen ein Pferd, ehe er ihm noch ein einziges Prädikat beigelegt hat? Wenn der physiologisch und anatomisch durchgebildete Zoologe dies Tier in allen Teilen förmlich durchschaut und jede Ader und jeden Nerv in Gestalt und Function kennt in einer gewaltigen Zahl von Prädi-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

katen, was sah der vorsprachliche Mensch? Er hatte ja Augen und sah Licht, Farbe und Gestalt. Aber man stelle sich vor, wie schemenhaft der Eindruck des Tiers auf ein geistiges Subjekt gewesen sein muss, auf ein bewusstes Auge, das noch nichts zur Analyse des Gesamteindruckes thun konnte. Der Anblick erregte vielleicht Furcht um seiner Grösse willen, vielleicht Begierde, wenn der Mensch dem Raubtier glich; aber das Tier war für ein solches Auge ein ungegliedertes schattenhaftes Etwas, dem alles Individuelle im Bewusstsein des Betrachters fehlte, obgleich es sicher nur als Einzelding ihm entgegentrat; ein Eindruck ohne Bestimmtheit, ohne Haltepunkte für Gedächtnis und Reproduction, ein Schattenbild, auftauchend und verschwindend vor dem Blick wie Nebelgebilde. Mit dem ersten Prädikat, dem ersten darauf angewendeten Aussagewort, nominal oder verbal, war das Gebilde für den Menschen gewonnen. Da trat es heraus aus der Schattenhaftigkeit und Unbestimmtheit, einerlei ob dies erste Prädikat sich auf Farbe, Grösse, Schnelligkeit oder Essbarkeit bezog. Für die Erkenntnis war das Pferd gewissermassen an die Leine gelegt mit der ersten Aussage; und die Leine in fester Hand haltend konnte der Mensch weiter vordringen in der Erkenntnis, bis endlich ein ganzes Netz von Prädikaten um das Tier geflochten war, dessen Maschen von Geschlecht zu Geschlecht enger wurden. Das Einzige, was aus der ganzen Welt von Schemen und Schatten bei Tieren und vorsprachlichen Menschen etwas Bestimmteres und Klareres heraustreten liess, das war die Einbeziehung des Gegenstandes in den Kreis des Gebrauchs. Das Gefühl bestimmterer Wahrnehmung mag Tier und Urmensch haben, wo Ernährung und Fortpflanzung in Frage kommen, vielleicht noch, wo Selbsterhaltung einem Feind gegenüber mitspricht. Alles andere ist Schatten ohne Eindruck zu machen, ohne Bewusstsein zu erregen. Der Hund, der durch den Wald eilt, nimmt wahr, was er wittert, das Wild als Erwittertes und seinen Herrn. Den herrlichen Wald sieht er nicht, er existiert nicht für den Hund; und die Eindrücke, die er flüchtig auf der Netzhaut des Tieres hinterlässt, kommen ihm gar nicht zum Bewusstsein. Inmitten rasch wechselnder Schatten, die die Umgebung für ihn darstellt, einerlei, ob es Bäume oder Häuser sind, folgt er dem Ariadnefaden seiner Triebe und hat nur dafür Sinn und Blick. In einer solchen Welt von wechselnden farbigen Schatten, die eindruckslos und wesenlos an ihm vorüberziehen, die er nicht kennt und nicht sieht mit Bewusstsein, lebt der sprachlose Mensch, und in diese Fülle von Farben brachte ihm erst die Sprache Leben, Form, Wesen, Interesse, Erkenntnis. Was Platon im Phaidon von den Ideen erwartet für den Menschen, das leistet thatsächlich die Sprache. Und wenn wirklich der Mensch in dem Farbengewirr, das ihm gegenübersteht, nun in „Schwindel“ verfiele, sofern ihm die „Ideen“ nicht Überblick und Ordnung hineinbrächten, so verwandelt eben die Sprache dieses Schwindel erregende Wirrsal um in durchsichtiges, in allen Teilen erkanntes und bekanntes beziehungsreiches Nebeneinander bestimmter Gegenstände. Die Worte sind hier besonders erkennbar die platonischen εἴδη. Und der erste Griff, der die flüchtigen Schatten festhielt und es einleitete, lebensvolle Gegenstände der Erkenntnis aus dem scheinbar Unfassbaren und Wesenlosen in uns zu schaffen, das war das erste Prädikat, die erste Stufe auf der unendlichen Leiter der Prädikate oder der menschlichen Erkenntnis, das erste Wort; damit zugleich die erste Analyse und der erste Denkakt im engeren Sinne des Wortes.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

III. Die Bedeutung der Lautzeichen.

Wir haben constatiert, dass wir nur in sehr beschränktem Umfang imstande sind, mit blossen Vorstellungen in unserm Geist zu operieren, und konnten in zweiter Reihe feststellen, dass selbst in den Gebieten, wo wirklich die blossen Vorstellungen das Material der Denkthätigkeit sind, die vorausgehende Arbeit der sprachlichen Analyse, die Herausarbeitung der Vorstellungen durch das Wort jenes Operieren mit blossen Vorstellungen erst ermöglicht. Was hat nun das Eintreten des Zeichens für die Vorstellung für einen Wert? Es vertritt die Vorstellung selbst gänzlich. Es spielt hier völlig die Rolle des Geldes in seinen verschiedenen Formen. Der Tauschhandel wäre schwerfällig und für die meisten Erwerbsgebiete kaum ausführbar, der Verkehr mit Geld, Kassenscheinen und Wechseln macht die Sache sehr leicht und einfach. Ich brauche dem Geschäftsmann für seine Waren keinen Lateinunterricht zu geben. Ich gebe ihm Geld, und bald wird selbst dies noch als Last empfunden, und der Checkverkehr wird eine noch viel einfachere Art des Verkehrs mit Zeichen statt mit Producten und Arbeit sein, als es das Geld ohnehin schon war.

Es ist in der That so, das Zeichen tritt an die Stelle der Vorstellung. Es ist wie mit den Zeichen der Mathematik und wohl mit allen Zeichen, die wie im Wort und wie in der Mathematik ein Allgemeines bezeichnen. Kaum hat der Schüler einen Begriff davon, was bei seinem Buchstabenrechnen a und b und was x und y bezeichnen, so rechnet er mit den Buchstaben selbst; diese Zeichen haben ihm alsbald die Stelle der allgemeinen Werte, die er sich gar nicht vorstellen kann, vertreten. Es ist hier genau wie mit den Worten für Zahlbegriffe. Auch für die Zahl als solche haben wir kein Vorstellungsvermögen. Wir können uns zwar zwei und drei Gegenstände oder Punkte vorstellen, wir können den Begriff der Zweiheit und Dreiheit feststellen und so aller Zahlen, aber ein Vorstellen hört sehr bald auf. Und wenn wir von Tausenden, Millionen und Billionen leichthin reden und leicht mit solchen Grössen rechnen, so können wir uns doch solche Grössenbegriffe nicht mehr vorstellen. Wir haben uns im Leben wohl einmal klar zu machen versucht, was der Begriff einer so hohen Zahl ist; im übrigen aber vertritt uns das Wort oder das Zeichen für das Wort, das Zahlzeichen, völlig die Vorstellung oder den Begriff, und wir rechnen mit den Worten oder Zeichen. Wer hier mit Vorstellungen oder Begriffen operieren wollte statt mit den Zeichen, der möchte es versuchen; er käme nicht weit. Der Begriff existiert gar nicht ohne Wort oder Vorstellung, und wie weit man käme mit einem Rechenversuche in Vorstellungen von Punktensystemen etwa, das mag sich jeder ausmalen und damit vergleichen, wie weit wir dagegen mit dem Rechnen in Wort- und Schreibzeichen mühelos gelangen. Das Kind, das ausspricht: sechs mal sieben ist zweiundvierzig, stellt sich absolut nichts weiter vor als die Worte, die es spricht und zugleich hört. Es stellt sich nicht sechs Reihen von je sieben Punkten vor oder von Rechensteinen, so wenig wie wir, wenn wir von 476 Billionen sprechen, uns 476 mal eine Reihe von einer Billion Punkte vorstellen. Im denkbar vollsten Masse vertritt hier das Wort den Begriff und die Vorstellung, und unser Rechnen ist ausschliesslich Rechnen in Worten, in akustischen oder graphischen Zeichen. Die Hauptdenkarbeit dabei geschah vonseiten unserer Vorfahren, die das sprachliche und graphische Zeichen für die Zahlgrössen geschaffen oder übernommen haben. War das Zeichen da, das Wort, dann war für uns jene Arbeit der Ahnen fast spielend gethan, und unsere Aufgabe blieb weiter vorzudringen. Selbstverständlich wären ja die Zeichen hier nicht erfunden worden, wenn man mit Begriffen und Vorstellungen operieren könnte. Aber man macht sich selten recht klar, dass das Zeichen vollständig an die Stelle des Begriffs tritt. Und weil wir in der Lage

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sind, uns jederzeit Rechenschaft abzulegen von allen den Zahlzeichen und -werten, wobei wir uns freilich wieder ausschliesslich in Zeichen bewegen, so meinen wir Begriffe zu haben, die auf Vorstellungen beruhten. Aber wenn wir sagen, eine Million sei tausend mal tausend, so haben wir uns eben wieder nur durch Zeichen ausgedrückt, und die Vorstellung von tausend Reihen von je tausend Punkten kann niemand vollziehen. Allenthalben Zeichen und nur Zeichen, und Wort sowohl wie graphisches Zeichen völlig an Stelle des Begriffs und der Vorstellung getreten. Und ohne Zeichen keine Mathematik, kein Rechnen, kein Zählen, keine Zahlbegriffe und keine Zahlvorstellungen. Auf die Erfahrungen, die man bei wilden Völkern in dieser Hinsicht machen kann, und die unsere Auffassung nur bestätigen, brauchen wir nicht einzugehen.

Nebenbei bemerkt lernte man bei der früher in Volksschulen üblichen „unrationellen" Methode zählen, dann das kleine und grosse Einmaleins. Mit Experimenten, die Anschauung der Zahl den Schülern zu vermitteln, verlor man wenig oder gar keine Zeit. Die zehn Finger genügten dazu. Aber man lernte rechnen. Man hatte offenbar ein Gefühl dafür, dass man doch nur mit Zeichen und Worten rechnete, und prägte sich die Grundlagen dazu im Einmaleins möglichst fest und mechanisch ein. Es diente dem Zweck durchaus. Heute verfährt man natürlich rationell und alle Jahre rationeller, und nur die neueste Methode ist die beste, und die Anschauung soll auch hier das unantastbare Prinzip sein, obwohl man nicht einmal im Zahlenraum bis 100 viel mit ihr anfangen kann. Die Methode floriert, aber die Sicherheit im Rechnen lässt viel zu wünschen übrig.

Jedenfalls beweist die Mathematik mit ihren Buchstaben, die Sprache mit ihren Zahlwörtern, dass man mit Zeichen leicht und sicher operieren kann, auch wenn jede Spur von Anschauung, von Vorstellung ausgeschlossen ist, und wenn die mögliche Definition des Zahlbegriffs wieder nur durch Zeichen geschieht und nicht anders geschehen kann. Wie steht es nun sonst in der Sprache, wie zunächst mit den Gegenstandsbezeichnungen, den Substantiven für die sogenannten Concreta? Hier hat man so das Gefühl, dass dem Wort immer eine Vorstellung parallel läuft, weil sie es in gewissem Sinne kann. Freilich, sieht man näher zu, so muss man mit Max Müller sagen, noch niemand hat einen Hund gesehen, sondern immer nur diesen Pudel, diesen Spitzer, diesen Mops, noch niemand einen Vogel, ein Haus und dergl., sondern nur dieses Wohnhaus, dieses Waschhaus, dieses Brauhaus. Was ein Hund ist und ein Haus, hat man dem Kind nie gesagt und sich selbst meist auch nie Rechenschaft darüber gegeben. Und doch ist das Kind über Anwendung und Bedeutung des Wortes durchaus nicht zweifelhaft, auch der Erwachsene nicht, obwohl er meist nicht imstande wäre, eine Definition z. B. vom Hund zu geben. Man darf getrost sagen, von weitaus der grössten Zahl von Worten für sichtbare Gegenstände hat das Kind nie eine Definition vernommen; und man darf hinzufügen, der Gebildete würde bei weitaus den meisten solcher Worte in Schwierigkeit geraten, wenn er aufgefordert würde, alsbald eine Begriffsbestimmung zu geben, die nicht zu weit oder zu eng wäre. Und doch gebrauchen wir diese Worte, wie wir glauben, mit voller Sicherheit, sowohl in Application auf Individuen des momentanen Gesichtskreises, als auch allgemein als universalia, als Allgemeinvorstellungen oder als „Begriffe". Denn der wirkliche Begriff, der wissenschaftliche, wird uns in der Mehrzahl der Fälle fehlen.

Was ist das nun für ein merkwürdiges Ding, so ein Lautzeichen wie Hund, das ich gleichermassen anwende auf den zierlichsten Schosshund und den bärenartigen Bernhardiner, auf Windhund und zottigen Schäferhund, und das ich trotz aller Sicherheit der Anwendung nicht definieren kann! Und soll ich das Wort wirklich mit einer Vorstellung verbinden, wo mir der wissenschaftliche Begriff fehlt, so kann ich mir den Hund als solchen überhaupt nicht vorstellen, sondern nur irgend

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einen bestimmten Pudel oder Jagdhund meiner zufälligen Erfahrung, jeder Mensch einen andern; und wenn ich wirklich den wissenschaftlichen Begriff kenne, so fehlt dort die Vorstellung erst recht und alles besteht in Wortzeichen, nichts in Anschauung, Vorstellung. Oder wenn ich den Hund als Raubtier definiere, ist die Vollziehung einer Vorstellung bei diesem weit umfangreicheren genus proximum nicht noch weit schwieriger als bei dem Wort Hund selbst? Nirgends Vorstellung, allenthalben Zeichen und wieder Zeichen.

Durch Selbstbeobachtung ist schon manchem klar geworden, dass er sich beim Sprechen und Lesen wirklich nur der Laute bedient, und dass er nicht Zeit und nicht Anlass hat, eine nebenherlaufende geistige Handlung mit Hülfe der entsprechenden Vorstellungen zu vollziehen. Dass aber die Vorstellungen trotzdem mitlaufen, wollte man zu beweisen versuchen, indem man sagte: wenn wir einen längeren Artikel über den Hund läsen und plötzlich auf den Satz stiessen: „Der Hund hat zwei Schwänze", so sähen wir sofort das Unrichtige des Satzes ein, und dieses wäre nicht möglich, ohne dass uns sofort die Vorstellung eines wirklichen Hundes eines besseren belehrt hätte; es laufe also neben dem Wort immer die Vorstellung unbewusst her, und nur so werde das Wort und die Aussage in Worten ständig controlliert. Das klingt ganz plausibel. Wenn aber der Satz gelautet hätte: der Hund hat zwei Mägen, so würde der geneigte Leser trotzdem stutzig geworden sein und das Unrichtige der Behauptung sofort eingesehen haben, wenn er auch niemals einen Hundemagen gesehen hätte und keineswegs imstande wäre, an der Vorstellung der Eingeweide eines Hundes die irrige Behauptung zu controllieren und richtig zu stellen. Er hat vielleicht überhaupt noch keinen Magen gesehen und kennt die ganzen Eingeweide nur verbaliter, er kann also an keiner irgendwie gearteten Vorstellung die Sache controllieren, und doch weiss er unmittelbar, dass jene Behauptung unrichtig ist. Es ist ihm ein Wissen, keine Vorstellung, aber er wird sich des Wissens und aller der Wege, die ihn dazu geführt haben, keineswegs bewusst; ganz unmittelbar lehnt er die falsche Behauptung ab.

Allerdings können wir ohne Zweifel unsere in Worten fixierten Begriffe fortwährend an der Beobachtung der Wirklichkeit prüfen. Und da jeder Begriff immer nur das bis dahin Prädizierte oder Beobachtete für uns ausspricht, so kann immer nur neue Beobachtung — wenn es sich um Gegenstände der wahrnehmbaren Welt handelt — neue Erkenntnis, neue Prädikate und für den Begriff neue Merkmale bringen. Also wenn z. B. Linné zu der Summe von Merkmalen und Prädikaten, die seine Zeit am Hunde kannte, noch die Beobachtung macht und ausspricht, dass der Hund seine Rute immer mit einer Neigung nach einer bestimmten Seite trägt, so geht diese Beobachtung als neues Prädikat mit in seine Vorstellung vom Hunde ein, nicht in den wissenschaftlichen Begriff; für den wäre das neue Merkmal unwesentlich; aber in die unvergleichlich viel inhaltreichere Vorstellung von dem Tier, und sie gehört dann auch zur Summe dessen, was mit dem Wort bezeichnet wird, modifiziert also auch den Wertumfang des Zeichens; das Bezeichnete ist dadurch etwas inhaltsreicher, etwas bestimmter geworden. Dass diese Beobachtung mit in das Zeichen eingeht, kann nicht überraschen. Was geht nicht alles beim Kind in das Wortzeichen Hund mit ein! Der Dachshund und der Windhund sind doch z. B. für das unwissenschaftliche Auge — und nur darum handelt es sich — mindestens so verschieden wie das Schwein und das Reh; und doch müssen beim kleinen Kinde schon diese beiden Vorstellungen in das Wortzeichen mit eingehen, dazu alle anderen Hundearten, die verschiedensten Grössen und Formen, die wechselnden Färbungen und verschiedene Beharung, Gebell, Geheul und Gewinsel, Lebensweise und Art der Nahrung, Nutzen und Gefahr,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dressur, Wachsamkeit und Treue, Bewegungsweise, Geruch und Schamlosigkeit, alles geht ein in das Wortzeichen Hund, und obwohl jeder einzelne Wert sofort an der Vorstellung oder Beobachtung nachgeprüft werden kann, so fasst doch das blosse Wort als Zeichen alles so zusammen, dass die blosse Wortvorstellung mir genügt als vollständiger Ersatz und Vertreter aller Detailvorstellungen, an die ich dabei nicht mitdenke, ebenso wenig wie ich bei einer Banknote, um ihren Wert für mich zu kennen, zu denken brauche an die Summe von Arbeit, die sie für mich repräsentiert oder an die Summe der Lebensmittel im weitesten Sinne des Wortes, die sie für mich darstellt.

Es leuchtet hier sofort ein, dass der Wertbegriff eines solchen Wortzeichens von Mensch zu Mensch differiert. Kaum werden zwei Menschen absolut die gleichen Beobachtungen gemacht haben und die gleiche Summe von Prädikaten in das Wortzeichen haben eingehen lassen. „Hund" ist im Munde des einsamen Schäfers etwas ganz anderes als im Munde des Jägers, Zoologen, Tierarztes, und so bei jedem Menschen wieder etwas anderes; bei jedem ist eine andere Gruppierung der möglichen Prädikate in das Wortzeichen mit eingegangen, bei denen nur ein gewisser übrigens wenig inhaltreicher Grundstock sich gleichbleibt. Dabei kommt dann immer noch, um den Unterschied zu verschärfen, die subjective Stellung der grösseren oder geringeren Sympathie und Antipathie für das Tier hinzu, und zwar die allgemeine und die momentane beim jeweiligen Gebrauch des Wortes. Träger aller dieser inneren Erlebnisse ist das Wortzeichen Hund für den einzelnen Menschen. Es ist daher das Wort Laz. Geigers, dass niemals zwei Menschen, ja dass niemals ein und derselbe Mensch auch nur zweimal dasselbe Wort in demselben Sinn gebraucht, zweifellos richtig, aber noch in einem anderen Sinne, als sein Urheber es gemeint hat. Die Summe der Erlebnisse, die in das Wort eingegangen sind, ist bei jedem Menschen irgendwie von allen anderen Menschen verschieden; und wenn derselbe Mensch dasselbe Wort gebraucht, so ist der Augenblickswert, der zufällige augenblickliche Standpunkt, von dem aus das Wort gebraucht wird, so gut wie niemals der gleiche, wie in irgend einem früheren Falle. Hier kommt der Gesamtzusammenhang, die Situation und Gedankenwelt und das Stimmungsleben des Augenblicks mit zur Geltung und lebt als Factor im Wortzeichen, und dieses Gesamtbild innerer Zustände und Bewegungen ist ununterbrochenem Wechsel unterworfen, wiederholt sich niemals vollständig. Es bekommt also von dieser Seite aus die öfter ausgesprochene Behauptung, dass jeder Mensch eine andere Sprache spricht, eine ganz neue Beleuchtung und ungeahnte Vertiefung und Bewahrheitung; ebenso die bekannte Thatsache, dass alle Sprache in ewigem Fluss begriffen ist, vor allem alles Sprechen, die Sprache also, sofern sie Sprechen ist, nicht sofern sie den aufgespeicherten Sprachschatz der Vergangenheit darstellt. Die Sprache als Sprechen ist das beweglichste, veränderlichste, bildsamste Ding, was es im Gebiete des Wahrnehmbaren für Menschen giebt.

Wenn wir uns darüber klar werden wollen, wie das Lautzeichen zum Träger so mannigfaltiger und intimer seelischer Vorgänge und geistiger Functionen werden konnte, müssen wir uns an dasjenige erinnern, was oben ausgeführt wurde über das akustische Zeichen überhaupt. Freilich wird die folgende Darstellung an der unvermeidlichen Schwerfälligkeit leiden, in einem umständlichen Nacheinander darlegen zu müssen, was als Wirkung, als Gesamteffekt beim Sprechen des Lautes in den Augenblick zusammengedrängt ist, dem Leser selbst die Vereinigung der Einzelfactoren zumuten zu müssen, die man in ihrer Einheit als solcher eben nicht zeigen kann. „Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen". Vor allen Dingen muss man sich in der ganzen Frage, wenn man zu einem richtigen Verständnis kommen will, losmachen von Lexikon und Grammatik und jedem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gedruckten Wort. Die richtige Sprache existiert nur beim Sprechen und im Sprechen, Die gedruckte Sprache ist tote Sprache, lebendig ist nur das unmittelbar gesprochene Wort. Und nichts erschwert uns das Verständnis des Wesens der Sprache mehr als der ewige Sprachunterricht. Das mag paradox klingen, ist aber buchstäblich wahr. Da stecken wir ewig in lexikalischen, etymologischen und grammatischen Fragen, suchen stets den begrifflichen Inhalt festzustellen zu Übersetzungszwecken. Bei allem Wert, den diese Thätigkeit für die Ausbildung des logischen Denkens im höchsten Masse hat, entgeht man fast nie der Gefahr, die gedruckte Sprache für die wirkliche Sprache zu halten, die Feststellung des Begriffs und der grammatischen Beziehung für die Erkenntnis der ganzen geistigen Seite der Sprache anzusehen und „correcte" Aussprache für lebendige Sprache zu halten, und dabei das Ohr für das lebendige Wort zu verlieren und das Gefühl für den Gesamtumfang des Geistigen, das im lebendigen Wort steckt. Will man das lebendige Wort in seiner Bedeutung für den naiven in seiner Muttersprache sich aussprechenden Menschen verstehen, so muss man vor allem den Philologen mit allen seinen Schematen der Grammatik und der Bedeutungen aus der Seele verbannen, die Dinge nehmen wie sie sind im Leben, und beobachten, was das ausgesprochene Wort für den ist, der es als Bestandteil seiner Muttersprache in lebendiger Rede gebraucht.

Wie war es möglich, dass ein Laut so völlig Stellvertreter, nicht nur Zeichen, für eine ganze Summe innerer Erlebnisse werden konnte? So dass man stundenlang über sichtbare Dinge sprechen kann, ohne sich die Dinge und Vorgänge, über die man spricht, vorzustellen? Was sind das für bestimmte Eigenschaften des Sprachlautes, die dies ermöglichten? Erzeugt wird das Wort zunächst durch Bewegung der beteiligten Sprachorgane. Eine selbständige Bedeutung für den eigenartigen Wert des Wortes als Zeichens scheinen diese Bewegungen nur in geringem Masse zu haben. Alle Muskelgefühle dabei zielen zunächst auf die Wirkung, nämlich die Hervorbringung des Wortes in seiner besonderen Wesenheit an sich und in seiner besonderen Bedeutung und Stimmung, in der es im einzelnen Fall gesprochen wird. Nicht das Wort, sofern es Bewegung der Organe ist, ist Träger des reichen Inhaltes, sondern sofern es eine akustische Grösse, ein akustisches Individuum für uns ist; das ganz individuell gestaltete und gegliederte Lautbild an sich ist der Träger alles dessen, was unser Erleben in das Wort aufgenommen hat. Es ist in der Regel eine Verbindung von Geräuschen und Tönen. Jeder Vokal und Diphthong ist ein genau individualisierter Ton, die Consonanten sind teilweise scharf individualisierte Geräusche; andere Consonanten mit Stimmton sind ein Mittelding zwischen Ton und Geräusch, man kann sie vielleicht unter den Begriff der Klänge unterbringen. Jeder Ton, jeder Klang, jedes Geräusch kann uns Träger einer ganz bestimmt individualisierten Empfindung sein und werden, wie oben bereits ausgeführt wurde. Es kann also die ganze Summe von Empfindungen, die ein sichtbarer Gegenstand — von denen allein ist bis jetzt die Rede — im Laufe der Zeit in uns erregt, sich in den Lautcomplex eines Wortes einleben, und uns so der Lautcomplex Träger dieser Empfindungssumme oder dieser aus Summierung von Einzelempfindungen entstandenen ganz bestimmten und völlig individualisierten Empfindungsqualität werden.

Man könnte hier die Frage aufwerfen, wie die unendlich grosse Zahl möglicher Empfindungen alle untergebracht werden können bei der beschränkten Zahl von Tönen Klängen und Geräuschen, aus denen sich die Sprache zusammensetzt. Zunächst wäre darauf hinzuweisen, dass ebenso die Mischungen der Sprachlaute zu einzelnen Worten eine fast unbegrenzte Mannigfaltigkeit zulassen. Aber dies ist nicht die Hauptsache. Die akustischen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Elemente im allgemeinen und ebenso die der Sprache sind nicht an sich schon von einer bestimmt umrissenen Qualität der Empfindung für uns. Wäre dies der Fall, so müssten die einzelnen Sprachen eine grosse Ähnlichkeit zeigen, die gleiche Empfindungsqualität sich dem gleichen oder wenigstens ähnlichen Laute vermählt haben. Aber ganz im Gegensatz dazu zeigen die Sprachen die allergrösste Verschiedenheit des Lautes bei ähnlicher oder gleicher Bedeutung und somit bei entsprechendem Empfindungsgehalt, und die Beziehung des einzelnen Lautes auf unsere Empfindungswelt ist auffallend dehnbar. Dies zu beweisen ist nicht schwer. Man werfe einen Blick auf unsere reine Instrumentalmusik, namentlich auf ihre anspruchsvollsten Formen. Wer einem beliebigen Symphoniesatz Beethovens anders als mit rein technischen Gesichtspunkten folgt, wer etwas vom Componisten Erlebtes miterleben will oder in dem Satz ein eigenes Erlebnis ausgedrückt hören möchte, für den wird ein solcher Symphoniesatz eine ausserordentliche Dehnbarkeit seines Lebensgehaltes offenbaren. Gehen schon die gedruckten Auslegungen des Empfindungsgehaltes weit auseinander, so werden die ungedruckten und nur empfundenen Auslegungen noch viel weiter auseinandergehen. Man wird freilich durch ein Adagio sich nicht wie durch Tanzrhythmen affiziert fühlen, aber innerhalb des ganz allgemeinen Rahmens ernster Empfindungen ist der Spielraum subjektiven Auffassens und Unterlegens ausserordentlich, fast willkürlich gross. So im Reich der Töne im grossen und ganzen. Gehen wir da auf die Elemente ein, so ist jede Klangfarbe, jedes einfache Intervall, jede dynamische Einheit für jeden Zweck und jede Stimmung verwendbar; es kommt hier nur auf den Zusammenhang, die Verbindung, auf die Art der Verwertung an; in etwas engeren Grenzen gilt dies auch von den rhythmischen Elementen, obwohl diese die allernächste Verwandtschaft zu bestimmter individualisierten Empfindungsvorgängen haben. Für die musikalischen Elemente in der Sprache ergiebt sich hiernach also eine sehr grosse Dehnbarkeit ihrer Beziehung zu Gefühlsvorgängen und -qualitäten. Die verschiedensten inneren Erlebnisse, die verschiedensten Empfindungen können sich in das einzelne Tonelement der Sprache einleben, und dies einzelne Tonelement kann uns somit Träger einer grossen Zahl verschiedenartigster Empfindungsqualitäten werden. Bestimmt und fest ist die Empfindungsqualität einerseits und andrerseits der Laut; der grösste subjective Spielraum ist gegeben für die Beziehungen, die zwischen beiden hergestellt werden in der Sprache. Wenn wir z. B. in dem Worte klar das reine offene und helle a als den Träger der gehobenen und ganz bestimmt individualisierten Empfindung logischer Befriedigung fühlen, oder im Worte Wahrheit dasselbe a als den Träger des fast freudigen Hochgefühls des befriedigten sittlichen oder wissenschaftlichen Pflichtgefühls empfinden, so ist es uns andrerseits in Worten wie schal und kahl der Träger ganz anders gearteter Empfindung, nämlich der einer gewissen Unlust an Leerem, Inhaltlosem, Beraubtem. Die Beispiele liesen sich hier ins Unendliche häufen, wobei man freilich auf Schritt und Tritt mit den grössten Schwierigkeiten zu kämpfen hätte, für die bestimmt individualisierte Empfindungsqualität die entsprechende sprachliche Darstellung, den richtigen Ausdruck zu finden.

Was von der Dehnbarkeit der musikalischen Elemente in der Sprache, der Vokale, für Zwecke des Ausdrucks unserer Empfindungen gilt, lässt sich ganz ähnlich auch von den Klängen und Geräuschen behaupten. Was sich aus den Geräuschen in der Natur durch Wasser und Wind alles heraushören und hineinempfinden lässt, darüber liesse sich ja eine glänzende Schilderung geben. Uns genügt es, an die Dichter zu erinnern und an alles das, was Völkerpoesie, Mythenbildung und Religionen aus diesen elementaren Geräuschen gemacht haben. Die Vieldeutigkeit, die Dehnbarkeit dieser Geräusche für die Auffassung und für unser gewissermassen spiegelndes Empfindungsleben wird bei

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der blossen Erwähnung dieser poetischen Thätigkeiten und Resultate in die Augen springen. Dass ein r ganz anders wirkt, wenn wir vom Rollen des Donners sprechen und wenn wir den Bach murmeln lassen, ist sofort klar, und doch ist für die Wirkung beider Worte auf unser Empfindungsleben das r nicht zu missen. Ja selbst in dem Wort Rose scheint es uns sehr wesentlich als Träger unserer Empfindung für die Rose, und daneben ist es uns in dem so ähnlich lautenden Worte Ross wiederum unentbehrlich und trotzdem Träger einer ganz andern Empfindungsqualität. Die explosive Kraft des harten p scheint uns in Pauke und Poltern und plötzlich Hauptträger der Bedeutung zu sein, während wir in dem an subjectivem Inhalte so reichen Worte Papa dasselbe p mit ganz anderen Empfindungsbeziehungen erfüllen. So allenthalben, wohin wir blicken, und man versagt es sich nur ungern, die Beispiele zu häufen. Was sich uns eben in allen Fällen mit gleicher Evidenz ergiebt, ist, dass wir dieselben Wortelemente, dieselben Laute mit immer neuem Empfindungsinhalt erfüllen, dass derselbe Laut für unser subjectives Gefühl zum Träger des verschiedensten Gefühlsinhaltes werden kann.

Alles nun, was wir an den Gegenständen unserer Bezeichnungen erleben, geht für unser Gefühl in den Laut des Wortes mit ein. Und darum ist der Laut selbst durch nichts zu ersetzen und darum auch niemals zu übersetzen*). Hieraus erklärt sich vor allem die Unübersetzbarkeit der Dialekte in die Schriftsprache oder eines Dialektes in den andern. Vom philologischen Standpunkt aus ist gegen die Ersetzung des alemannischen Bettli durch Bettchen oder Büebli durch Junge durchaus nichts einzuwenden. Es ist begrifflich das eine vom andern nicht zu unterscheiden. Aber es hat sich ein verschiedenes Empfindungsleben in das Dialektwort eingelebt, dessen Träger das Wort nun ist und nur das Wort als blosser Lautkomplex. Was alles an subjectivem innerem Leben und Erleben in den alemannischen Ausdruck einging, das lebt nun in dem Wort: der Laut allein ist Ausdruck dafür, das Wort als blosser Laut ist ein Teil unserer Psyche, wir erleben und fühlen alles im Klang des Wortes ganz allein, nur in ihm lebt alles; und sollten wir darlegen, was alles im Büebli lebt zum Unterschiede vom Jungen, so wäre uns eine schwer zu lösende Aufgabe der Analyse und Definition gestellt, indess das Wort selbst in seinem eigenartigen Klange uns alles zu unmittelbarem Verständnis sagt. Daher rührt es, dass eine ganze Menge von Witzworten, launigen Anekdoten, auch ergreifenden Zügen der Erzählung oder des Volksliedes nur im Dialekte möglich sind, nur in Kraft des Klanges der dialektisch gefärbten Sprache leben. Wodurch unterscheidet sich: „Jetzt gehe ich an's Brünnchen, trinke aber nicht" begrifflich, logisch fassbar von dem bekannten schwäbischen: „Jetz gang i ans Brünnele, trink aber net"? Nur durch den Laut, und was an Empfindungs- und Erlebnismomenten in diesen Dialektlaut sich eingelebt hat. Alles philologische Gerede über die dorische Färbung des Chorliedes der attischen Tragödie taugt nicht viel. Es handelt sich da nicht um Sinn für Stil, um historische Treue der Entstehung der chorischen Lyrik im dorischen Dialekt gegenüber. Die dorischen Klänge repräsentierten den Griechen Empfindungsqualitäten, die in den attischen Klängen eben nicht lebten. Von dem Standpunkt aus, den der Philologe der griechischen Sprache als einer toten gegenüber einnimmt, lässt sich hier nichts erklären. Nur im pulsierenden Leben der Sprache lässt es sich verstehen, dass dem Athener dieselben Chorlieder im attischen Dialekt vielleicht zu modern und nüchtern, vielleicht etwas schal geklungen haben würden, dass sie ihm als eines wesentlichen Teiles des Empfindungsinhaltes entkleidet und beraubt erschienen wären.

*) Vergl. hierzu meine Untersuchung über die Grenzen der Übersetzungskunst, Programm des Karlsruher Gymnasiums 1892.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Je gemütvoller der Mensch ist, um so reicher lebt seine und seines Volkes psychische Individualität in seinem Wort, in seiner Sprache und ihrem blossen Klang. Je nüchterner und trockener der Mensch ist, um so einseitiger werden die blossen begrifflich fixierbaren Bedeutungen, Begriffe und Vorstellungen, in seiner Rede ihm zum Bewusstsein kommen. Der dichterisch veranlagte Mensch fühlt die ganze Empfindungswelt des blossen Klanges der Rede in lebendiger Kraft. Der gute Schauspieler weiss die Empfindungsfülle nicht bloss des Satzes und Gedankens, sondern auch des einzelnen Wortes als Lautindividuums zur Geltung zu bringen und im Hörer zu erwecken. Die eingehenden scheinbar bloss phonetischen Übungen des Schauspielers haben für den gewöhnlichen Mimen vielleicht nur den Zweck, den einzelnen Laut sicher zu Gehör der grossen Zuhörerschaft zu bringen und sein hohles Pathos in correcter Aussprache einherstolzieren zu lassen; für den genial veranlagten Schauspieler aber haben sie den Zweck, die ganze Empfindungswelt des blossen Lautes im Vortrag anklingen und im Zuhörer aufleben zu lassen. Unser fremdsprachlicher Unterricht muss, sofern er sich mit den alten Sprachen befasst, notwendig gegen diese lebendige Seite der Sprache abstumpfen, und sofern er sich mit modernen Sprachen befasst, kann er derselben Wirkung nicht entgehen. Denn die lebende Sprache in dem ausgeführten Sinne wirklichen Lebens des Volksgeistes im Klang könnte höchstens von Volksangehörigen gelehrt werden. So aber handelt es sich bei allem Sprachunterricht um handgreiflichere, gröbere Dinge, um sogenannte Bedeutungen, um Übersetzung hin und her des blossen begrifflichen oder Vorstellungsinhaltes; und diese ganze Schulung lenkt mit Notwendigkeit vom Leben der Sprache im Klang und von allen feineren psychischen Qualitäten ab, die im lebendigen Sprechen enthalten sind. Und die Wirkung von dieser fast nur logischen Auffassung der Sprache übt eine starke Rückwirkung aus auf die Art, wie Schüler und Lehrer dann auch die Muttersprache sich gewöhnen zu sprechen und aufzufassen. Das feinere Leben der Sprache im Klang wird zurückgedrängt, der intellektuelle Inhalt einseitig hervorgekehrt. Die Aussprache wird monotoner, logischer, nüchterner, langweiliger. Das Originelle schwindet. Das Kind und der Ungebildete haben ein ursprünglicheres und reicheres Leben in der Sprache, mehr ursprüngliches Gefühl für die Laute und mehr Glauben an den Laut als der Gebildete. Das Originelle im Erzählen von Erlebnissen, das Originelle im Reden überhaupt ist zum guten Teil gegründet in dem lebendigen Wesen des individuell gefärbten Sprachklangs; man nehme dieses Individuelle der Aussprache weg zu gunsten correcter Schriftsprache, und der originelle Erzähler und Unterhalter, der uns so mächtig anzuziehen vermochte, wird vielleicht zum langweiligen Schwätzer. Der Sprachunterricht fördert die correcte Langweiligkeit in erstaunlichem Grade. Aber um des wissenschaftlichen Zweckes willen, um der Erziehung zum logischen Denken willen durch Sprachunterricht muss es wohl so sein. Übrigens haben Völker von minder entwickelten und verbreiteten Sprachkenntnissen ein weit lebhafteres Temperament in der Art wie sie aussprechen. Hört man einen geborenen Franzosen sprechen, so ist man erstaunt, wie viel Gefühl er in der Regel für den Klang und den Empfindungsgehalt des Klanges des einzelnen Wortes hat. Und was wird bei unseren Schülern und Schülerinnen aus der noch so correcten Aussprache? Eine Wachsfigur im besten Falle statt eines vom Leben durchhauchten und getragenen Körpers. Vom Lateinischen und Griechischen gar nicht zu reden, wo uns alle Voraussetzungen zur Nachbildung des feineren Lebens der Sprache im Klang fehlen.

Aber wir haben mit diesem Exkurs in Leben und Schule schon etwas vorgegriffen. Wir haben bisher nur die Wortzeichen der Sprache näher ins Auge gefasst, wo sie Vorstellungen oder

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Begriffe von Dingen darstellten, die der Welt des Sichtbaren angehörten, wo es sich also um sogenannte konkrete Dinge handelte. Wir haben schon hier konstatiert, dass das Wort nie das konkrete Ding bezeichnet, sondern die Vorstellung davon, und darauf hingewiesen, dass der Mensch noch nie einen Baum gesehen hat, sondern immer nur diese Eiche oder jene Tanne. Würde der Mensch ursprünglich die Dinge bezeichnet haben, die ihm gegenüberstanden, wer weiss, ob er dann jemals zur Welt des Abstrakten in seiner Sprache sich weiterentwickelt hätte. Aber so ist im Grunde jeder Gemeinbegriff bereits ein Abstractum. Nur „dieser Baum" ist Bezeichnung eines Concretums, „der Baum" ist kein Concretum, denn er existiert nirgends; er ist bereits ein Abstractum. Und vielleicht konnte nur auf diese Weise unser Sprachgeist reif werden zur Erbauung einer ganzen sprachlichen Welt von abstrakten Begriffen oder — Vorstellungen, wenn man so sagen dürfte.

Was ist nun aber das, was wir mit den Wortzeichen für sogenannte Abstracta bezeichnen? Ist es ein Begriff? Das Volk hat keine eigentlichen Begriffe. Ist es eine Vorstellung? Und welcher Art soll die Vorstellung sein? Bei Abstrakten von Prädikaten, die sich auf sichtbare Dinge beziehen, ist eine Vorstellung noch möglich. Man kann vom Wortzeichen aus noch auf sie recurrieren, z. B. bei Worten wie die Röte, die Blässe von rot und blass. Wie steht es aber mit weiter abgeleiteten Abstrakten wie Farbe und Färbung? Auf welche Vorstellung sollen wir da zurückgreifen? Bei Worten wie Sechseck und Kugel lässt sich etwas vorstellen; was aber bietet unser Vorstellungsvermögen bei Worten wie Gestalt, Form, Figur? Was ist unsere Vorstellung bei Abstrakten wie Wahrheit und Tugend? Man kann ja vielleicht sagen, was man sich dabei denkt, aber nur in Worten kann man es sagen, und wieder nur in solchen, die uns keine Vorstellung zu bieten vermögen. Und was ist Begriff und Vorstellung bei Worten wie Geist und Denken? Man lasse sich doch solche Worte vom ersten besten Gebildeten definieren und sehe, was dabei herauskommt. Und doch ist jeder seiner Sache absolut sicher, wenn er das Wort Denken gesprächsweise anwendet. Und wenn wir bei Worten, wie Wahrheit, Aufrichtigkeit uns noch an die entsprechenden Adjective wahr und aufrichtig halten können und so eher zu einer Begriffsbestimmung gelangen, wie ist es dann mit Worten wie Eigenschaft? Hier heisst es nicht Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut, sondern hier heisst es, der Name ist alles, im Namen ganz allein lebt die Himmelsglut des Geistes, die eben nur im Namen Leben und Gestalt, Sein und Wirken gewinnen kann. Wir könnten ohne diese Namen genau so viel und so wenig denken, als wir gehen könnten ohne Beine oder Klavier spielen ohne Hände.

Man frage sich nur, was uns z. B. bliebe von der geistigen Seite des Wortes, wenn wir Wörter wie naiv, burlesk, barok, grotesk und viele andere entbehren müssten. Was wollten wir für naiv sagen, wenn das Wort uns entzogen wäre? Und was hilft es uns zu wissen, dass es von nativus kommt? Mit dem Organ — dem Wort — ist seine Function verschwunden und durch nichts zu ersetzen. Und wie sehr wir vom blossen Klang abhängig sind, ganz ohne Rücksicht auf Etymologie, ist sogar an gewissen unorganischen Lauten zu beobachten, an die uns der Sinn, die Kraft des Wortes geradezu gebunden erscheint. Schon Worte wie Niemand haben den eigentümlichen Charakter des Klanges, der uns zur Sache durchaus zu gehören scheint, verloren, wenn man das unorganische **d** am Ende streicht und das Wort so etymologisch viel verständlicher macht. Das **d** scheint uns zum Klangbild, zur Wesenheit des Wortes so notwendig, wie jeder andere Laut des Wortes. Es hat sich nun eben einmal alles Erleben in diesen Laut mit eingelebt und hängt mit von ihm ab. Es kann sogar vorkommen, dass ein ganz ungehöriger Laut eines Wortes für

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unser Gefühl fast ausschlaggebend für die ganze mit dem Wort verknüpfte Empfindungswelt erscheint. Beseitigen wir z. B. aus dem Worte eigentlich das ganz unsinnige t, um das Wort verständlich zu machen, so haben wir zwar die Etymologie des Wortes deutlich gemacht, den Wert des Wortes aber, den es für unsere Empfindung hat, den haben wir mit der Ausmerzung des t einfach kassiert. Die spezifische Bedeutung des Wortes lebt förmlich in dem falschen t, und das richtigere Eigenlich mit allen etymologischen Gefühlen sagt uns bei weitem nicht mehr dasselbe, was uns eigentlich sagt. Vorstellen lässt sich bei diesem Wort in Sätzen wie „wie alt bist du eigentlich?“ oder „du hättest mir dies eigentlich gleich sagen sollen“ absolut nichts. Im Klange selbst, im Lautbild lebt uns alles. Er ist die Wesenheit, in der alles beteiligte geistige Leben allein existiert. Ohne diese Wesenheit existiert dieses spezifische geistige Leben, das uns in diesem Worte zur Erscheinung kommt, nicht. Um Etymologie kümmert sich unsere Empfindung überhaupt nicht viel. Hat sie sich an eine falsche Wortform angeklammert, so kann die richtige ihr nicht substituiert werden. Lebt unser geistiges Ich im Wort ereignen und schwierig, so wird es nicht gelingen, die Empfindungsqualität, die aus unseren inneren Erlebnissen an den Lauten ereignen und schwierig erwachsen sind, nunmehr auf ein richtigeres eräugnen und schwürig zu übertragen. Nichts zeigt das Verwachsensein des Geistigen mit der spezifischen Form des Lautes so klar als diese Unübertragbarkeit des allerdings nur scheinbar selbständigen geistigen Gehaltes auf ein richtigeres Lautbild, und beschränke sich die Änderung auch nur auf einen Laut im ganzen Lautcomplex.

Ähnliches gilt von gewissen derben und als unanständig geltenden Ausdrücken und deren durchaus anständigen Stellvertretern von der gleichen Bedeutung. In die moderne etwas vergröberte Form des mittelhochdeutschen ars haben sich uns eine Reihe widerwärtiger Empfindungen eingelebt, die aus dem ordinären Gebrauch des Wortes im Volk herrühren. Das Wort ist in guter Gesellschaft verpönt und gilt als unanständig, nicht weil es den bestimmten Körperteil bezeichnet und an ihn erinnert — denn mit anderen Ausdrücken dürfen wir ohne Anstoss zu erregen diesen Körperteil bezeichnen — sondern weil in dem Klange des Wortes eine Summe von Empfindungen hässlicher Art lebt, die im Wort selbst, in seinem akustischen Wesen zu uns sprechen. Beispiele liessen sich häufen. Überall wird es sich zeigen, dass man nicht immer den Gegenstand meidet zu nennen, sondern nur das bestimmte Wort. Auch das Allerdiscreteste mag der Arzt ruhig aussprechen, nur nicht mit dem Wort, in dem das Hässliche, Gemeine und Unanständige für uns lebt. So sehr ist das Wort, das Lautbild mit dem, was darin lebt, eine selbständige Wesenheit für uns, unabhängig von dem Gegenstand, den es bezeichnet. Wenn J. Grimm meint, das ältere ars wäre heute noch ein anständiges Wort, wenn die Vergröberung des Schlusslautes nicht eingetreten wäre, so beweist er zwar ein feines und richtiges Gefühl für die Tragweite und den Wert des blossen Lautes für uns, vergisst aber die grosse Dehnbarkeit, den der einzelne Laut als Träger einer Empfindung für uns hat. Hätte er recht, so müsste in analogen Fällen eine gleiche Folge eingetreten sein. Aber der Hirsch ist uns ein gleich edles Tier geblieben in diesem Wort, trotz des gleichen lautlichen Übergangs von s in sch, und herrschen hat ebensowenig etwas eingebüsst, seit es aus älterem herrsen die moderne Form angenommen hat. Manche Worte sind bekanntlich auf diesem Wege aus der Sprache verschwunden. Als in dem Wort Minne die sinnliche Liebe allein zu leben anfing, wurde es in guter Gesellschaft gemieden und verschwand aus der lebendigen Sprache. Wer weiss, was dem Wort Liebe bevorsteht. Die Dirne ist bereits fast ganz auf der schiefen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ebene angelangt, und Mädchen macht noch auf sein gutes Recht durchaus anständiger Geltung Anspruch, obwohl in neuerer Zeit auch dieses Wort mehr und mehr in Sphären gezogen wird, in denen es für die edlere Sprache verloren gehen könnte.

Es sind lauter Imponderabilien, um die es sich bei der Sprache in ihrem selbständigen Leben handelt. Wer in den Worten nichts sieht als Zeichen für Vorstellungen oder gar für Dinge, der kennt nur die Leichname der Worte, nicht das lebendige Wort. Was den Leichnam zum lebendigen Organismus macht, das sind auch hier Imponderabilien. Und zwar hier genau in dem Sinn, wie Bismarck das Wort gebraucht hat, von unwägbaren Strömungen des Gefühls im Volke, mit denen der Staatsmann in allen Fällen rechnen muss, die er aber vor allem die Fähigkeit haben muss mitzuempfinden und wahrzunehmen. Nur wer in der Sprache für diese Imponderabilien und somit für das Leben der Sprache keinen Sinn hat, kann daran denken eine Weltsprache zu erfinden, d. h. ein System von blossen Wortzeichen d. h. von Wortleichen, für die in alle Ewigkeit der Prometheus fehlen wird, der ihnen Leben einhaucht. Wer das Wesen der lebendigen Sprache verstehen will, muss vor allem ein Gefühl für diese Imponderabilien im Wort haben, sonst geht sein Verständnis nicht viel über die Wortleichen hinaus, die ja für manche Zwecke der Sprachforschung durchaus genügen; und niemals wird ein Meister in der Sprache, ein Dichter oder Schauspieler im hohen Sinne des Wortes, wem nicht alle diese Imponderabilien im Gefühle leben. Das Leben selbst ist eine Imponderabile und ist doch im Grunde alles; was übrig bleibt, wenn das Leben schwindet, ist tote dem allgemeinen Stoffwechsel unterworfene Materie; und was übrig bleibt, wenn die Leben spendenden Imponderabilien aus dem Laute weichen, ist Ton und Geräusch, wie anderes Geräusch, höchstens als äusserliches, lebloses Zeichen für einen Begriff geltend und sich somit dem mathematischen Zeichen nähernd.

Der erste Deutsche, der für diese Imponderabilien und für das Leben der Sprache im Klang ein lebhaftes Gefühl nicht nur, sondern auch schon ein klares Bewusstsein davon gehabt hat, ist Luther. Im Gefühl für das Leben der Sprache und für die Gewalt, die der Laut auf uns ausübt, giebt er den grössten unserer Dichter nichts nach, wenn er sie nicht übertrifft. In welchem Gegensatz er sich fühlt zu den Schriftgelehrten und Philologen seiner Zeit, spricht er bekanntlich in seinem Sendbrief vom Dolmetschen deutlich genug aus, wenn er sagt: „Man muss nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie diese Esel thun; sondern man muss die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drumb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und danach dolmetschen — denn die lateinischen Buchstaben hindern aus der Massen seher, gut deutsch zu reden.“ Er wusste, wo die Sprache lebte, und dass mit der genauesten Kenntnis der Bedeutungen für das Übersetzen in die lebendige Sprache noch sehr wenig gethan war. Und über den Wert des Klanges, über die Macht der Imponderabilien im Klang, über die Kraft des seelischen Lebens im Laut spricht er in seiner immer ursprünglichen, kraftvollen und treffenden Weise sich in den goldenen Worten aus: „Wer Deutsch kann, der weiss wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist, die liebe Maria, der lieb Gott, der liebe Kaiser, der liebe Fürst, der lieb Mann, das liebe Kind. Und ich weiss nicht, ob man das Wort auch so herzlich und gnugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden müg, dass also dringe und klinge ins Herz, durch alle Sinne, wie es thut in unser Sprache.“ Worte eines Mannes, der deutsch fühlte und deutsch war bis in das Mark der Knochen, und dem die deutschen Worte nicht Träger von Bedeutungen waren, sondern lebendige Organe, in denen lebendiger Geist wohnt, in die das ganze Erleben des deutschen Herzens eingegangen war.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir lächeln herablassend, wenn wir die bekannte Anekdote von dem biedern Sachsen hören, der in seiner Weise über Richtigkeit und Unrichtigkeit der Sprachen philosophiert und dabei zu dem Resultate kommt, das Wasser heisse im Lateinischen aqua und im französischen eau; im deutschen aber heisse es Wasser, und das allein sei das richtige Wort, denn es sei ja auch Wasser. Also ist ihm die deutsche Sprache die richtige Sprache. Und doch stehen wir alle in der lebendigen Sprache auf demselben Standpunkt. Der Baum heisst uns nicht Baum, sondern er ist für uns ein Baum, und dies genau aus den Gründen, die wir über die Bedeutung des Lautzeichens im einzelnen dargelegt haben. Jedes Wort ist uns ursprünglich, d. h. wenn es zum ersten Mal in den Bereich unseres Ohres und unserer Kenntnis kommt, allerdings zunächst nur Zeichen für einen Gegenstand, den man uns so benennt. Nun kommen Schlag auf Schlag andere ähnliche Gegenstände gleicher Bezeichnung in unsern Gesichtskreis; so erweitert sich das Zeichen für den Gegenstand zum Zeichen für eine Gemeinvorstellung oder einen sogenannten psychologischen Begriff. Nun steht alsbald das Wort einer Summe von Gegenständen gegenüber. Es ist aber in der Regel ein Lautcomplex von durchaus individueller Bestimmtheit, von allen andern Worten oder Lautbildern in der Regel ebenso unterschieden wie seine Gegenstände von Gegenständen andrer Bezeichnung. Es ist für unser Ohr eine ganz bestimmte Wesenheit, von allen andern akustischen Bildern oder Wesenheiten unterschieden. Und nun hat es vermöge der Grundeigenschaften alles Akustischen die Fähigkeit, Träger einer Welt von Empfindungen und Gefühlen zu werden, und alles, was wir an den zahllosen Gegenständen einer Bezeichnung erfahren, erlebt, gedacht, gewollt und empfunden haben, das alles setzen wir in Beziehung zu dem akustischen Zeichen; dort wächst es ein, dort lebt es, bald latent bald bewusst, dort bildet es eine zwar in Wirklichkeit wohl analysierbare, aber für unser Gefühl und Bewusstsein untrennbare Einheit, dort wächst es sich aus zu einem lebendigen Glied unseres lebendigen Geistes, und die Initiative, der Wille unseres Geistes, operiert mit ihm als mit dem gedachten Gegenstand oder mit einer Vorstellung und einem Begriff selbst. Und alle diese latenten und bewussten Erlebniselemente gehen uns ein in den Klang, er trägt sie, er symbolisiert sie für uns; daher der Name Lautsymbolik, ein Wort, dessen Begriff man bisher viel zu eng gefasst hat. Das ist der Inhalt, dies das Wesen und die Kraft des Wortzeichens. Es ist also nicht ein Zeichen mit einer Bedeutung, sondern Glied unseres geistigen Organs, gewissermassen eine Monade unseres Geistes, die aber eben als Monade an sich schon das ganze Grundwesen unseres Geistes nach allen seinen Seiten in individueller Mischung und Qualität enthält; ein Geisteselement aber, das mit den andern entsprechenden Monaden oder Elementen alle möglichen Verbindungen und Beziehungen eingehen kann, und das je nach dem Einfluss der Verbindung bald diese bald jene Seite seines Grundwesens und Inhalts mehr hervorkehrt, das also in seiner „Bedeutung" für uns mit abhängig ist von der Verbindung, in der es erscheint, vom sogenannten Zusammenhang. Vor allem aber setzen sich die Gefühlselemente, die im Klange leben, in jedem einzelnen Falle für ein Wort, das in lebendiger Rede gebraucht wird, aus zwei Faktoren zusammen, dem Empfindungsanteil, der im Worte an sich schon mit anklingt, und einem Gefühlselement, das aus dem augenblicklichen Zusammenhang, der Situation, der augenblicklichen Gedanken- und Gemütsrichtung zum Einzelnen hinzukommt. Darnach wird anders betont, wohl auch eine andere Stimmlage und Klangfarbe unbewusst in das Wort gelegt, Modifizierungen, in denen das Individuelle jenes momentanen Gefühlsinhaltes lebt. Der letztere Faktor ist dem einzelnen Wort zufällig, der andere wesentlich, er gehört zum dauernden Grundwesen des Wortes. Die ganz enorme Vieldeutigkeit der Worte, die alles Übersetzen so sehr erschwert und oft unmöglich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

macht, ist nur so erklärbar. Gerade weil so viel an psychischen Erlebnissen in das Wort eingegangen ist, gerade deswegen kann bald diese bald jene Seite des schillernden Wesens des Wortes je nach Bedarf und Zusammenhang mehr hervorgekehrt werden, und gerade deswegen macht sich das für den Sprecher in seiner Muttersprache so ganz von selber, so dass er sich vielfach der wechselnden „Bedeutung", des wechselnden Erlebnisinhaltes in seinem Wort gar nicht bewusst ist.

Die so gewordenen und beschaffenen Worte sind nun nicht sowohl das Material unseres Denkens, sie sind vielmehr die Glieder, die lebendigen Organe, in denen und durch die wir denken. Der Umstand, dass wir bei vielen Worten leicht auf die zugrunde liegende Vorstellung recurrieren können, beweisst nicht, dass wir in Vorstellungen denken. Im Gegenteil, gerade das Recurrierenkönnen beweist, dass wir in der Regel nur mit den „Zeichen" operieren. Die Zeichen aber tragen die ganze Lebensfülle, die der Gegenstand für uns hat, in sich, sind dabei leicht beweglich, zu allen Verbindungen befähigt, ermöglichen mit einem Wort das Denken, das ohne sie nicht möglich wäre. Ohne Sprache giebt es nur Erinnern, kein Wissen und keine Wissenschaft; ohne Sprache auch keine Kunst, wie oben schon gezeigt. Und parallel der Entwickelung der Sprache läuft mit Notwendigkeit die Entwickelung des Denkens. Das Vehikel der Entwickelung ist die Bezeichnung von Gemeinvorstellungen oder Begriffen. Von sinnlich wahrnehmbaren Thätigkeitsbezeichnungen geht die Sprache aus. Hier ist Bezeichnung der einzelnen Handlung für das menschliche Auffassungsvermögen so gut wie identisch mit Bezeichnung für alles gleichartige Handeln. Von hier schreitet Sprache und Denken fort zum Object oder Resultat der Thätigkeit und zum Subject. Bei der Urzeugung des Wortes waren diese Elemente noch ungetrennt in Wort und Denken. Die Trennung ist bereits Analyse. Von hier aus schreitet die Analyse weiter in immer genauerer und eingehenderer Prädizierung, d. h. Erkenntnis der Gegenstände. So entsteht das Wort für Bezeichnung von Eigenschaften. War die Bezeichnung der Gegenstände im Grund schon abstrakter Art, indem Gemeinbegriffe nicht gesehen und nicht vorgestellt werden konnten, ausserhalb des Bereichs aller Wahrnehmung — ausser für das Ohr — lagen, so war der Hauptschritt in die Welt des Abstrakten schon gethan; er erfolgt dann endgültig und mit Erschliessung eines unendlich grossen Denkgebiets in der Substantivierung der verbalen oder adjectivischen Prädikate: Tugend, Nutzen, Beteiligung, Ehre, Gedanken, Vernunft, Geist etc. und andrerseits Röte, Grösse, Wahrheit, Eigenschaft, Redlichkeit u. s. w. Dazu kommt dann die Zahl und in weiterer Entwickelung die mathematischen Zeichen für Grössen und ihre Beziehungen, und endlich wieder die bezeichnenden Abkürzungen des Sprachlichen für Zwecke besonderer Wissenschaften wie Chemie, die ihrerseits wiederum von diesen abkürzenden Zeichen wesentlich abhängig sind. Und mit jedem sprachlichen Fortschritt ist ein Denkfortschritt untrennbar verknüpft, und umgekehrt ist kein Denkfortschritt möglich ohne sprachliche Neubildung in Schaffung neuer Worte oder neuer grammatischer Verbindung.

Auf diesem Entwickelungsgang haben die sogenannten Formwörter die Elemente ursprünglichen Vorstellens am vollständigsten verloren. Hier kann man vielfach auf eine Vorstellung nicht einmal mehr recurrieren. Sie sprechen nur noch Denkbeziehungen aus, wie Negation, Conjunction, Präposition, Copula, Pronomina u. a. Sie sind nur noch sprachliche Mittel, die Verbindung und Beziehung zwischen den Hauptbestandteilen des Satzes und der Periode herzustellen oder auf bestimmte Gegenstände, Vorstellungen und Begriffe hinzuweisen, von denen gerade die Rede ist. Es mag immerhin sein, dass einige deiktische Sprachelemente schon vor Entstehung der Thätigkeitsworte im Gebrauch waren, dass die hinweisende Geste nicht immer genügte und sich schon sehr früh mit

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bestimmter individualisierten Lauten verband. Aber diese bildeten wie auch heute noch ein Sprachelement besonderer Art, das nur der Orientierung dient und ausserhalb des begrifflichen und Vorstellungslebens der Sprache steht. An der Entwickelung des Denkens im Anschluss an die Sprachentwickelung, wie wir sie im Vorausgehenden skizziert haben, scheinen die deiktischen Elemente keinen wesentlichen Anteil gehabt zu haben.

IV. Zur Bedeutung des Sprachunterrichts für das Denken.

W. v. Humboldt hat zuerst auf die eigentümliche Antinomie in der Sprache hingewiesen, die sich darin offenbart, dass die Sprache doch immer nur etwas absolut Gegenwärtiges ist, dass sie eigentlich nur in den Augenblicken lebt und existiert, in denen sie wirklich gesprochen wird, und dass sie trotzdem einen ererbten Besitz darstellt; dass sie ihrem Wesen nach flüchtig ist wie der Laut und Lufthauch, der sie zu Ohre bringt, und dass sie trotzdem etwas Beständiges ist, der kostbarste Schatz, den im Volke eine Generation der andern hinterlässt. Die Antinomie, sagt man, hat ihren Einheitspunkt und Erklärungsgrund im Wesen und Begriff des Volkes. Jeder einzelne im Volke aber stellt schon einen Keimpunkt für diese Antinomie dar, insofern er unbewusst und meist völlig unabhängig von seinem Willen in seinem lebendigen Sprechen an der Fortentwickelung der Sprache mitarbeitet, mit jedem Ansatz in dieser Richtung aber auch die Möglichkeit einer toten Sprache vorbereitet. Im Leben jedes Menschen tritt eine ihm selbst meist unbewusste Gabelung seiner Sprache ein; der eine Ast ist das Ererbte, der Ansatz zum andern das Neuwerdende. Ist das Ererbte schriftlich fixiert, so wird es im Lauf der Jahrhunderte unrettbar zur toten Sprache Luther hat die neuhochdeutsche Sprache in den Sattel gehoben, und sie hat durch ihn reiten gelernt, und wir alle profitieren davon bis auf den heutigen Tag. Und doch ist seine Sprache schon als tote anzusehen, geschweige denn die Sprechweise früherer Jahrhunderte. Was das Volk Neues erlebt, geht in die Sprache ein, daher ein unaufhaltsamer Wandel im geistigen Leben der Sprache; daher werden die Worte, selbst wenn sie dem äusseren fixierbaren Laute nach die gleichen geblieben sind, zu Trägern anderer Inhalte und anderer Empfindungen; sie bekommen einen subjectiv andern Klang für uns. Und die Worte, die Träger der Empfindungen und Inhalte früherer Generationen gewesen waren, werden uns von Generation zu Generation fremder. Sie verlieren mehr und mehr die Frische und Farbe des Lebens; der seelische Duft, in dem sie einst gegenwärtig, lebendig und unmittelbarer Ausdruck eines lebendig empfindenden Geistigen waren, er geht zuerst verloren. Er kann sich mit der blossen Wiedergabe des Lautes nicht mit erneuern, er ist unwiederbringlich verloren, er lebte nur in der damaligen Gegenwart, er gehörte dem unmittelbaren Sprechen an, nicht dem, was wir Sprache nennen. Der Klang des Lautbildes ist für diese feinsten Werte, die sich eben nicht logisch festlegen und bestimmen lassen, den Nachgeborenen tot.

Wenn W. v. Humboldt und mit ihm Steinthal meint, die toten Sprachen, also z. B. Lateinisch und Griechisch, feierten ihre Auferstehung, sobald sie in irgend einem Litteraturdenkmal gelesen würden, so müssen wir dies ernstlich bezweifeln. In keinem modernen Menschen kann eine antike Sprache wieder aufleben. Sie lebte nur für diejenigen, deren ganze Lebenserfahrung in die Laute eingegangen war. Wer die griechische Sprache wirklich in sich zu vollem Leben aufblühen lassen wollte, der müsste Kindheit und Jugend etwa im alten Athen zubringen können, müsste erleben, was

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

der junge Grieche erlebte, müsste hören, wie dieses Erleben in der Sprache charakteristisch nachklang und nachgelebt wurde, müsste all die feine und feinste Lautsymbolik im Sprachklang jedes Wortes gehört und mitempfunden haben, kurz er müsste ein antiker Grieche sein, wenn die Sprache in ihm Leben gewinnen sollte im vollen Sinne des Wortes. Aber so wie die deutschen Worte können ihm die griechischen nicht „ins Herz und durch alle Sinne dringen und klingen", und wenn es so wäre, so wäre es deutsches Fühlen und Leben, was ihm in die griechischen Klänge eingegangen wäre. Das einzige, was wiederaufleben kann in der Lektüre, dass ist das begriffliche Leben, der Vorstellungsinhalt der Sprache, aber auch dieser nicht in vollkommener Sicherheit und Deutlichkeit. Es ist dies freilich viel und genügt durchaus, das Subjective in der begrifflichen Fassung der Welt zu erkennen und die Gedankenwelt der toten Fremdsprache zu reproduzieren. Je mehr also in einem Schriftwerk einer toten Sprache Objectivität erstrebt wird, je mehr Gegenstände der reinen Erkenntnis Ziel der Darstellung sind, je mehr alle subjective Empfindung ausgeschlossen bleiben soll, um so näher kann das Werk unserem Verständnis gebracht werden, wenn auch Begriff mit Begriff in zwei Sprachen sich niemals decken will. Man kann doch die Sphäre des fremden Begriffs verstehen lernen. Wo aber der Dichter spricht, wo das subjective Empfinden die ganze Sprache der Darstellung ergreift, wo das persönliche Empfinden des Verfassers im Klange lebt, da wird das nachtastende Verständnis vom Feinsten und Höchsten, was Dichter und Zeitgenossen empfanden, ausgeschlossen bleiben für immer. Da kann die deutsche Nachbildung wohl den begrifflichen Inhalt annähernd in der Übersetzung treffen, aber das spezifisch griechische Leben und Empfinden im Klang ist ewig verloren. In der deutschen Wiedergabe lebt nur deutsches Empfinden, deutsches geistiges Leben. Wenn andrerseits unser bester Graecist etwa vor dem athenischen Volk des Perikles oder Demosthenes eine Demosthenische Rede noch so schön vortrüge, er würde höchstens ein homerisches Gelächter erzielen, nicht etwa wegen einzelner Abweichungen von phonetischer Correctheit, sondern weil für das feine griechische Ohr dieser Vortrag akustisch wäre, was für das Auge eine Wachsfigur von respektabler Ähnlichkeit anstelle einer lebendigen Persönlichkeit. Und dem Latinisten, der in Ciceros Rom eine Catilinaria vortragen wollte, ginge es nicht besser.

Hiernach allein schon erscheint die oft gehörte Warnung an die deutschen Gymnasien, sie sollten keine jungen Römer und Griechen erziehen, sondern Deutsche, als mindestens überflüssig. Es ist eines der zahlreichen Schlagwörter phrasenhaften Wertes, wie sie das Denken der oberflächlichen Menge heutzutage irreführen. Nebenbei bemerkt sind Schlagwörter und Phrasen nur möglich, weil wir gewöhnt sind ausschliesslich in Worten zu denken. Nur die Controlle des Wortes an der Sache selbst, sei sie Gegenstand oder Begriff, vermag uns in vielen Fällen vor den Irrtümern der Phrase zu bewahren. Jenes Wort ist schon gerichtet, wenn man bloss die Hauptworte — junge Römer und Griechen — an der Wirklichkeit controlliert. Aber es ist auch gerichtet auf Grund dessen, was wir über das Leben der Sprache ausgeführt haben. Der Lebensinhalt, das spezifisch griechisch oder römisch Persönliche und Nationale ist unwiederbringlich den Worten der toten Sprache abhanden gekommen. Keine Kunst vermag es wieder zu beleben, am wenigsten in den Schülern. Wenn in deutschen Schulen eine Gefahr bestehen sollte, dass man die Jugend in das Geleise anderer Nationen bringen könnte, so kommen die alten Sprachen nicht inbetracht, höchstens die neuen, Französisch oder Englisch. Aber auch diese Gefahr kann nur in Grenzgebieten des Reiches aktuell werden. Das spezifische Leben der französischen Sprache z. B. wird selten in einem Lehrer deutscher Abkunft sich entwickeln, er müsste denn sehr lange in Frankreich mit der Fähigkeit und Neigung gelebt haben,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den ganzen französischen Geist in Temperament und Naturell aufzunehmen. Dann und nur dann wäre es möglich. Dass in Grenzgebieten wie in der Schweiz z. B., wo zwei Sprachen zugleich in einem Bezirk leben, ein Sohn deutscher Eltern im Erlernen des Französischen Franzose werden kann, ist ausser Frage. Und hat der junge Mann eine gewisse beim Deutschen nicht seltene Neigung zum Fremden und vielleicht zu manchen Eigenschaften, die dem französischen Wesen einen Schein des Vorzuges vor dem deutschen oder der Überlegenheit aufprägen, wenn auch die Überlegenheit nur im Vorurteil besteht, so kann der französische Sprachunterricht allerdings die Handhabe oder den Anlass bieten, dass aus einem Deutschen ein Franzose wird. Bekannt ist, dass der Fall in der Schweiz nicht selten eintritt. Aber deutsche Lehrer, die Französisch unterrichten, werden deutsche Schüler so wenig zu Franzosen erziehen, wie Lehrer des Griechischen junge Griechen, nur dass im ersteren Falle wenigstens eine Möglichkeit vorliegt, da die Sprache noch lebt, für den lezteren Fall aber alle und jede Möglichkeit ausgeschlossen ist.

Wenn wir uns das Luthersche Beispiel des Wortes lieb vor Augen halten und uns fragen: wird einem Franzosen, der Deutsch lernt und das Wort lieb kennen gelernt hat und es hin und her übersetzend tadellos anzuwenden versteht, dies Wort wie uns „ins Herz und durch alle Sinne dringen und klingen"? Oder mit andern Worten, wird ihm jemals in dem Wort und seinem Klang all das leben, was uns Deutschen darin lebt? Man braucht die Frage nur zu stellen, die Verneinung ist selbstverständlich. Der Franzose müsste jahrelang in deutschen Familien gelebt haben, um ein Gefühl dafür zu bekommen, was in dem Deutschen das Wort alles anklingen lässt, welches Stück deutschen Lebens und Fühlens in dem Worte verkörpert ist und durch das Wort in deutschen Seelen immer wieder im blossen Klang zu mehr oder weniger flüchtigem oder eindringlichem Bewusstsein kommt. Dem deutsch lernenden Schüler französischer Gymnasien bleibt diese Seite höchsten Lebens des Wortes völlig ausserhalb des Bewusstseins. Dass das Schicksal französischer Worte im Munde und Geiste des deutschen Schülers kein anderes sein kann, ist selbstverständlich. Die lebenden Fremdsprachen sind und bleiben dem deutschen Schüler tote Sprachen, und keine Methode kann sie zu wirklichem Leben in ihm erwecken. Was dem Franzosen im Klange seiner Worte mitlebt und an innerem Erleben miterklingt, das kann nicht gelehrt werden, das kann nur in Frankreich selbst erlebt werden. Daher für ein feineres Ohr das Unfranzösische bei fast ganz correcter Aussprache. Man hört es wohl, ist sich in der Regel aber der Gründe nicht bewusst, warum es trotz des correcten Lautbildes doch kein echtes Französisch ist. Wäre es allerdings möglich, das Französische im vollen Sinn und Wesen, wie es der Franzose spricht und fühlt, auf deutschen Schulen zu lehren, dann müsste der Unterricht aus der deutschen Schule verbannt werden. Denn dann erzögen wir Franzosen. Zum Glück liegt die Gefahr nicht vor.

Eine Sprache in ihrem ganzen Wesen, nicht etwa nur nach ihrem begrifflichen Inhalt zu erfassen und zu lernen, ist vor allem das Kind befähigt im Verkehr mit Personen, die ihre eigene Sprache sprechen. In der Regel ist dies die Muttersprache des Kindes und darüber ist weiter nichts zu bemerken. Das Kind erlebt, was die Umgebung thut und erlebt, und das wächst alles in seine Sprache mit ein. Es liegt also nahe, den Kindern die Mühe schulmässigen Erlernens von Fremdsprachen, deren Kenntnis wünschenswert erscheint, zu ersparen, und sie von den ersten Anfängen des Sprechens an zugleich in mehrere Fremdsprachen einzuführen. Die russische Aristokratie erzieht ja ihre Kinder mit Vorliebe nach dieser Art. Eine französische Bonne, russisch redende Dienerschaft, eine Deutsche oder Engländerin, die mit dem Kind nur in ihrer Sprache verkehrt, Eltern, die bald in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

dieser, bald in jener Sprache sprechen, das bildet jahrelang die geistige Nahrung des Kindes zur Zeit der ersten geistigen und sprachlichen Entwickelung. Der gewünschte Erfolg wird ja in grösserem Umfange erreicht, sonst fände diese Einrichtung keine Nachahmung. Die Kinder lernen in drei Sprachen zugleich sich ausdrücken, sie lernen die Sprache in der natürlichsten Methode der Welt, und ein gewisser geistiger Gewinn kann nicht ausbleiben. Nach dem freilich, was man sich an geistigem Gewinn überhaupt vom fremdsprachlichen Unterricht verspricht, müsste hier eine geistige Übung, eine Ausweitung des geistigen Blickes, eine Freiheit des Denkens und eine Vielseitigkeit der Auffassung sich entwickeln, die eine solide Grundlage abgeben müsste für wirklich bedeutende geistige Leistungen im späteren Leben. Das Exempel ist nun allerdings nicht rein zu lösen, es sprechen zu viele Faktoren in die Sache hinein. Aber wenn man aus dem Erfolg bei der russischen Aristokratie einen Schluss ziehen darf, so fällt er nicht zu gunsten dieser Behandlung der Jugend aus. Eine gewisse Beweglichkeit und Geschicklichkeit im Verkehr wird gewiss erzielt, eine leichte Accomodation an fremde Anschauung, eine gewisse Klugheit im Umgang mit Menschen, aber es scheint, dass es nicht gerade ein fester und starker Charakter ist, was in dieser Methode der Erziehung herangebildet wird. Die Unbestimmtheit und Biegsamkeit des russischen Wesens, eine gewisse Unsolidität des Charakters scheint doch wohl teilweise auch das Ergebnis dieser Art der Sprachaneignung zu sein. Das Kind wird jahrelang täglich und stündlich herüber und hinüber geworfen aus einem national fest umrissenen Wesen in das andere und dritte und wird in keinem heimisch und fest werden. Es handelt sich eben dabei nicht um dreierlei verschiedene Bezeichnungsweisen derselben Welt, die das Kind sich aneignen müsste, wie es etwa französische und deutsche und russische Schrift lernt — das wäre an sich wohl kein Schaden. Sondern es bewegt sich in ewigem Wechsel in drei verschiedenen geistigen Welten, in drei verschiedenen Weltauffassungen und -einteilungen, und wird in keiner derselben richtig heimisch, es wurzelt nirgends fest, daher das Unstäte und Schwankende, das Unbeständige und Ungefestigte im Wesen so vieler Vertreter der russischen Aristokratie.

Die Methode der Erlernung der Sprachen ist hier die natürliche, die man uns so oft als die einzig wahre anpreist. Es ist dieselbe, nach der in Grenzgebieten die Bewohner sich leicht zwei Sprachen aneignen. Auch hier ist ja ein gewisser geistiger Gewinn, eine Förderung geistiger Fähigkeiten nicht abzuleugnen. Sie zeigen sich aber auch da nur auf dem beschränkten praktischen Gebiet des Verkehrs mit Menschen. Dass solche mehrsprachige Bevölkerungsgebiete ein besonders fruchtbarer Nährboden wären für bedeutende Männer in Kunst und Wissenschaft, wird man nicht behaupten wollen. Im Gegenteil, es giebt Fälle, wo man eher das Umgekehrte beobachten könnte. So lange z. B. die Holländer fest in ihrem nationalgermanischen Wesen standen, gingen Künstler höchsten Ranges in grosser Zahl und hervorragende Männer der Wissenschaft aus dem kleinen Volke hervor. Und seitdem der gebildete Holländer womöglich vier Sprachen beherrscht, neben seiner Muttersprache noch Deutsch, Englisch und Französisch, und sich auf allen diesen Sprachgebieten leicht und sicher zu bewegen sucht, ist das Land längst nicht mehr der Nährboden für grosse Männer, der es einst zu Zeiten exclusiv nationalen Bewusstseins und Wesens war. Ähnliches kann man bei unsern Kellnern, Hausknechten, Friseuren u. s. w. beobachten, die sich nach der natürlichen Methode oder allenfalls nach Ollendorf noch eine oder zwei weitere Sprachen angeeignet haben. Der längere Verkehr im fremden Lande stempelt sie zu halben Ausländern, sie können in Frankreich fast oder ganz Franzosen werden oder scheinen, haben abgesehen von den praktischen Vorteilen gewiss auch einen allgemeinen geistigen Gewinn; nur kann man nicht gerade sagen, dass ihre Denkfähigkeit gefördert worden wäre, dass sie

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihr Denken von der einzelnen Sprache zu emancipieren gelernt hätten kraft der Vergleichung der zwei Sprachen, die sie vielleicht beherrschen. Es mögen sogar auch die Fälle nicht so selten sein, wie sie E. Polle aus den wendisch-deutschen Gebieten erwähnt, dass der einzelne in beiden Idiomen sich ausdrücken kann, aber sich weigert, aus dem einen in das andere zu übersetzen, weil er diese Arbeit zu leisten nicht imstande ist. Die beiden Sprachgebiete führen eine ganz gesonderte Existenz in ihrem Geist nebeneinander. Handelte es sich nur um verschiedene Bezeichnungen derselben Gegenstände, so wäre die Möglichkeit des Übersetzens ganz selbstverständlich beim einfachsten Bildungsstand. Aber das Gefühl, dass es sich bei zwei so verschiedenen Sprachen wie Deutsch und Wendisch um zwei in allen Teilen heterogene geistige Welten handelt, lässt die Leute ein eigentliches Übersetzen als unmöglich empfinden, während sie doch in aller Sicherheit im einen wie im andern Idiom sich aussprechen können.

Die Erfahrung scheint hier auf den verschiedensten Gebieten nur zu bestätigen, was innere Gründe einer richtigen Erkenntnis vom Wesen der Sprache ohnehin nahelegen. Sprechen und Denken sind eine Einheit und zwar durchaus nationaler Art. Sie schliesst die national individualisierte Auffassung der ganzen körperlichen und geistigen Welt in sich, also ist auch die intellektuelle Seite der Sprache national gefärbt. Die Aussenseite der Sprache, der Klang, ist erst recht national und mit ihm der Bau der Sprache, die äussere Sprachform; durchaus national ist ferner die innere Sprachform. Im Klange lebt aber das gesamte Empfinden und Erleben, das ganze Temperament eines Volkes, somit ist die Sprache nicht nur das Denken des Volkes, sondern die Sprache ihrem Gesamtwesen nach ist der Geist, der in allen Teilen und Richtungen nationale Geist des Volkes. Wer dies Gesamtwesen der Sprache seines Volkes in sich aufnimmt, der lebt in einer eigenartigen geistigen Welt, die seine Heimat ist und der feste Standpunkt, von dem aus er die Welt betrachtet. Nur wer das Denken, Fühlen und Wollen seiner Zeit völlig erfasst und sich somit die ganze geistige Arbeit der Vorfahren seines Volkes angeeignet hat, kann daran denken, sein Volk geistig zu erheben und zu fördern. Grosse Leistungen auf geistigem Gebiet scheinen also in allererster Reihe davon abzuhängen, dass man festwurzelt in der eigenen Sprache, in ihr lebt, denkt und fühlt, ihren Inhalt in möglichst weitem Umfang und möglichst tiefer Erfassung sich aneignet. Dies wird demjenigen sehr erschwert, der von Jugend auf in verschiedenen Sprachen denken, reden und fühlen muss, er wird in keiner den festen Standpunkt und die Sicherheit gewinnen, die zu geistigen Erfolgen die feste Basis und genügende Schwungkraft abgiebt. Geist, Gemüt und Wille eines Kindes muss schwer geschädigt werden, das zugleich auf drei Wegen des Denkens und Fühlens zu wandeln genötigt wird. Viele Wege führen zum Ziel der Welterkenntnis, so viele Wege als Sprachen. Aber besser, man wandelt zunächst von allen Wegen nur einen, aber den stetig bis zum Ziel, als dass man fortwährend den Weg wechselt.

Es ist nicht allzuschwierig, sich eine grössere Anzahl von Sprachen so anzueignen, wie der Sprachvergleicher nach dem heutigen Stand der Wissenschaft es braucht. Es gilt hier nur den nötigen Wortvorrat, das Sprachbildungsgesetz und den Sprachbau kennen zu lernen. Der Sprachgelehrte will die Sprachen niemals sprechen lernen, die er um der Vergleichung willen vielleicht zu Dutzenden sich aneignet. Es ist auch nicht allzuschwierig, sich eine beschränkte Anzahl von Sprachen in der Absicht anzueignen, dass man sie sprechen kann, dass man sich in ihnen leicht und ohne Fehler verständlich machen kann. Aber eine grosse und schwer zu bewältigende Aufgabe ist es, auch nur zwei Sprachen — die Muttersprache mit eingeschlossen — so zu beherrschen, dass man die ganze Lebensfülle derselben in sich aufgenommen hat; dass man in der Fremdsprache nicht nur wie in der eigenen den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wortvorrat in möglichst weitem Umfang sich angeeignet und die Verbindungswege und Mittel des Ausdrucks zu allen Zwecken zur Verfügung hat, sondern dass auch der Klang des fremden Idioms in uns Leben gewonnen hat, so dass der ganze Geist des fremden Volkes in uns sich entwickelt hat nach allen seinen Seiten. Dies ist gewiss ein seltener Fall, und wenn er eintritt, so geschieht es noch oft auf Kosten der Muttersprache und der angestammten Nationalität. Man denke an die Deutschamerikaner. Aber gerade das Beispiel so mancher ausgewanderten Deutschen, die eine fremde Sprache mit ihrem ganzen inneren Leben sich angeeignet haben und dabei so oft die Muttersprache nahezu vergessen, beweist, wie schwierig es ist, in zwei geistigen Welten völlig heimisch zu werden und zu bleiben. Es ist eine Art Verdoppelung des geistigen Menschen, die hier verlangt wird und die etwas Unnatürliches zu haben scheint. Die Zweisprachigkeit der Grenzbewohner kann hier nicht beigezogen werden. In diesem Falle handelt es sich in der Regel um engen Umfang der Sprachkenntnis, um beschränkte Zwecke der Anwendung der Sprache, und wohl immer haben beide Sprachen unter dieser Art von Zweisprachigkeit zu leiden. Die Betreffenden beherrschen keine Sprache recht; es ist eine Halbheit auf beiden Sprachgebieten in der Regel bei ihnen vorhanden.

Bei den so engen Beziehungen des Sprechens zum Denken, genauer gesagt bei der fast vollständigen Abhängigkeit des Denkens im engeren Sinne des Wortes von der Sprache ist es selbstverständlich, dass Bildung jeder Art in erster Reihe nach Sprachkenntnis und -erkenntnis zu trachten hat. Sprachunterricht ist nicht ein Fach wie andere Fächer, sondern er ist direkte Ausbildung und Erfüllung des Denkens mit Inhalt. Dass dies Denken nicht sonderlich gefördert wird, wenn man mehrere Wege zugleich einschlägt, die zum Ziel der Denkfertigkeit führen können, ist an sich wahrscheinlich, wird aber auch durch die mehrsprachige Erziehung kleiner Kinder bewiesen. Das Denken als Einheit mit Fühlen und Wollen ist national. Das Kind erbt mit der Sprache die Geisteswelt, das Wissen, Fühlen und die Art zu denken seines Volkes. Es eignet sich sozusagen Stück um Stück den Geistesinhalt seines Volkes mit der Sprache an, und im Sprachbau, in der in ihm lebendig werdenden Grammatik die Arten der Bewegung und Bethätigung des nationalen Geisteslebens. Daher ist die moderne Forderung unserer Pädagogik nur zu berechtigt, dass jede Fachstunde zugleich eine deutsche Stunde sein muss. Die Wahrheit, die in dieser Forderung liegt, ist weit tiefer begründet, als man gewöhnlich sich vorstellt. Jedes Fach hat seinen besonderen Wortschatz, mit dem der Geist des Schülers notwendig bereichert und weiter ausgebaut wird, ist also schon insofern auch ein Teil des deutschen Unterrichts, der Lehrer mag sich dessen bewusst sein oder nicht. Mittel des Unterrichts und Ziel ist die deutsche Sprache als Organ und Träger des Geistes in allen wissenschaftlichen Fächern — bei Kunstfertigkeiten wie Zeichnen ist die Sprache nur Mittel, nicht Ziel —. Also kann es gar nicht anders sein, als dass jede wissenschaftliche Fachstunde zugleich deutsche Stunde ist, das hängt vom Willen des Lehrers gar nicht ab.

Überlegt man aber näher, was die lebendige Rede alles für uns in sich schliesst, so ergiebt sich für den Lehrer, der doch allenthalben in lebendiger Rede dem Schüler gegenübertritt, dass er die Sprache in allen ihren zahlreichen und wertvollen Seiten ausgiebig zur Geltung und Wirkung zu bringen hat. Die klangliche Seite wird aber in unserem Unterricht schwer vernachlässigt, von Süddeutschen weit mehr als von Norddeutschen. Im Süden sind nicht nur die Endungen abgestumpft, die ganze beim Bewohner der norddeutschen Tiefebene so scharf markierte Klangform des Wortes ist im Süden, besonders in Baden, vielfach verwaschen bei Lehrern und Schülern, die Aussprache unbestimmt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

energielos, matt. Der Lehrer lässt sich an dieser oft saloppen und recht unschönen und eigentlich charakterlosen Aussprache genügen, wohl weil er sich einbildet, der begriffliche Inhalt seiner Rede werde ja doch verstanden, und das sei das Einzige, worauf es ankomme. Dies ist ein grosser Irrtum. Vom Leben, das im Klang wohnt, hängt das Interesse des Schülers ab, die Gemüts- und Willensfaktoren, die im Klang des Wortes und Satzes mächtig angeregt werden, bedingen Aufmerksamkeit, somit auch Fortschritt des Schülers, und sie üben einen stillen aber unaufhaltsamen Einfluss aus auf das Gemüt und die Willensfaktoren des Schülers und zwar im guten oder schlimmen Sinne. Der Schüler wird schlaff, unbestimmt und im Charakter leicht unfest, wenn er nur nachlässig reden hört und sich selbst daran gewöhnt, und er kann zu frischem energischem Wesen und zu festem Charakter erzogen werden durch den stillen und unbeabsichtigten Einfluss einer klaren, bestimmten und klangvollen Sprache. Mancher Lehrer, dem es nicht recht gelingen will im Unterricht, sollte den Fehler oft nur in der Art suchen, wie er spricht.

Die Bestimmtheit und Schönheit der Aussprache, die wir dem Lehrer zumuten, soll selbstverständlich nicht allzuviel mit der des Schauspielers gemein haben. Aber der Lehrer soll mit vollem Temperament sprechen, d. h. die Empfindungswelt, die sein Volk in den Klang der Worte hineingefühlt und hineingelebt hat, die soll er nachfühlen und nachleben und soll sie in seiner lebendigen Rede hören lassen und zwar in voller Frische und Ursprünglichkeit ohne Gespreiztheit und Schauspielerei und soll es entsprechend vom Schüler verlangen. Die Art und Weise, wie er seine Muttersprache handhabt, sollte sich wesentlich von der Art unterscheiden, wie er eine Fremdsprache, namentlich eine tote, behandelt. Jene muss Leben sein, volles Pulsieren des Geistes in der Rede, bei der Fremdsprache kann nur ein Teil dieses Geistes zu einigem Leben kommen.

Es ist ein alter Streit unter Pädagogen, ob die Schüler an der Muttersprache Grammatik lernen sollen oder an einer toten Sprache. Wer bei der Entscheidung dieser Frage vom Interesse der Schüler ausgeht, wird jedesmal zu dem Ergebnis gelangen, dass der Schüler mit innerem Sträuben daran geht, an einem Gegenstand, den er mit instinktiver Sicherheit beherrscht, die Gesetze zu ermitteln und sie sich dann gar noch einzuprägen, nach denen er ohne systematische Belehrung seine Formen richtig bildet und seine Sätze tadellos baut. Und wer von den Gegenständen aus urteilt ohne Rücksicht auf das Verhältnis des Schülers dazu, der wird es als selbstverständlich ansehen, dass die Grammatik an einem schon bekannten Material, das der Schüler nur zu analysieren braucht, um alle Kenntnisse und Regeln selber abzuleiten, am leichtesten zu erlernen sei. Von dem Standpunkt der Spracherkenntnis aus, den wir hier gewonnen haben, ergeben sich Gesichtspunkte die ganz entschieden für die erste Auffassung sprechen, dass man dem Schüler nicht an der Muttersprache die grammatischen Erkenntnisse anquälen soll, und zwar Gesichtspunkte auch aus dem Gegenstand selbst hergenommen, um den es sich handelt. Die Muttersprache ist dem Kinde ein Stück Leben, jedes Wort ein lebendiges Glied des geistigen Organismus, und in dem Augenblick, wo der lebendige Satz und das lebendige Wort unter den grammatischen Gesichtspunkt fällt, wird eine Art Vivisection geübt, oder das Wort wird als Leichnam behandelt. Ein Teil desselben Widerwillens, der uns erfüllt, wenn wir eine Persönlichkeit als Leichnam erblicken, die uns lebend sympathisch und lieb war, erfüllt den Schüler, wenn er seine lebendige Sprache als Object anatomisch grammatischer Analyse behandeln soll. Der Widerwille ist sachlich durchaus begründet. Der zergliederte Satz, das zergliederte Wort ist dem Leben entrissen, in dem es bisher allein dem Schüler entgegengetreten und sympathisch war. Wo also ohnehin zugleich tote Sprachen gelernt

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

werden, da belasse man die grammatische Unterweisung bei diesem ohnehin für uns toten Material. Hier wird die erstrebte Erkenntnis nicht erlangt auf Kosten einer Verekelung des Gegenstandes, an dem sie erlangt wird, sondern der Gegenstand selbst wird Hand in Hand mit der erstrebten grammatischen Erkenntnis erst angeeignet.

Es wird sich für die grammatische Behandlung der Muttersprache hieraus ergeben, dass sie niemals ohne Not systematisch werden darf. Sie hat sich zu beschränken auf Gebiete der Unsicherheit des Sprachgebrauchs, und die ganze Methode ist hier am besten durchweg indirekt. Der Lehrer hat vorkommende Fehler in Form, Construktion und Satzbildung abzuweisen und richtig zu stellen, er hat ausserdem durch gelegentliche Vergleichung von Sprachgesetzen der Fremdsprachen mit denen der eigenen das Nachdenken über die Muttersprache anzuregen. Das letztere geschieht aber mit gutem Erfolg nur dann, wenn der Schüler schon eine gut gegründete Kenntnis der Grammatik der Fremdsprache besitzt, also einen gewissen Blick, ein gewisses Verständnis für grammatische Dinge überhaupt in sich ausgebildet hat. Nur dann wirken solche Hinweise wirklich fruchtbar und anregend. Es wird beim Satz- und Periodenbau z. B. eine direkte Unterweisung, wie deutsche Sätze und Perioden zu formen seien, völlig entbehrlich sein. Dagegen dem Schüler bei jedem verfehlten Beispiel, das er selbst im Aufsatz geliefert, zu zeigen, wie er sich da von grammatischen Eigentümlichkeiten der Fremdsprache, lateinischem Periodenbau z. B., hat leiten lassen: diese indirekte Methode greift ihm nicht in den lebendigen Organismus seiner Sprache mit rauher oder knöcherner Hand hinein, und streift ihm doch das Unrichtige ab, stärkt sein Gefühl für das Richtige. Die direkte Unterweisung zu richtigem Gebrauch der Sprache müsste nur im schönen Beispiel bestehen, das der Schüler in der Lektüre und im Verkehr mit seinen Lehrern kennen lernt. Nur das relativ Bequeme, was sich für den Lehrer mit der systematischen Unterrichtsweise so leicht verbindet, wo man aufgiebt und abhört, und in zweiter Reihe das Bequeme aller Gedankenlosigkeit überhaupt konnte es dahin bringen, das man z. B. die deutschen Vorwörter, nach den Casus eingeteilt, mit denen sie verbunden werden, auswendig lernen liess und noch lässt! Oder dass man in Sexta die sieben starken Conjugationen lernen lässt!

Ist nun aber grammatische Kenntnis und grammatisches Verständnis überhaupt notwendig? Kann man nicht auch die Fremdsprachen, sogar die toten, nach der „natürlichen“ Methode einfach parlando erlernen? Ein Wort des grossen Sprachforschers und Sprachkenners G. v. der Gabelentz, das sich auf diese Frage bezieht, hat uns schon viel zu denken gegeben. „Jede Unterrichtsmethode sollte das Übersetzen auf das notdürftigste Mass beschränken.“ „Je öfter wir an das Heimische erinnert werden, desto schwerer werden wir im Fremden heimisch.“ Sogar die lateinische Grammatik sollte in lateinischer Sprache nach v. d. Gabelentz vorgetragen werden. Er tadelt elegantes Übersetzen, „als käme es in der lateinischen Stunde darauf an, Deutsch zu lernen.“ Die „wunderliche Turnerei“ bei Exerzitien und Extemporalien „immer hin und her zu hüpfen zwischen den beiden Sprachen“ wird getadelt. Freilich verrät sich der besondere Standpunkt des grossen Sprachgelehrten darin, dass er freiwillig zugesteht, dies möge „eine treffliche Übung sein zu mancherlei anderen Verstandesleistungen“, nur „gerade für Spracherlernung“ sei der Gewinn zweifelhaft. Was er speziell gegen das Extemporale sagt, unterschreiben wir für die obern Gymnasialklassen durchaus, nämlich dass „der Schüler auch im besten Extemporale gerade das gethan hat, was ein guter Lateiner nun und nimmermehr thun darf“ — nämlich dass er vom Wort ausgehend übersetzt und nicht vom Gedanken aus. Aber der ganze Standpunkt des Verfassers tritt doch als ein so besonderer und für uns Schulmänner einseitiger hervor in den Worten: „Wir stehen hier auf dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Standpunkt der Sprachwissenschaft und von dieser aus muss verlangt werden, dass man vom Unterrichte möglichst alles ausscheide, was das Einleben des Schülers in die fremde Sprache verzögert" — dass wir jenes Ablehnen des Übersetzens in die Muttersprache wohl begreifen können, ohne es für unsern Schulunterricht irgendwie als verbindlich oder auch nur normativ ansehen zu können.

Wir haben oben schon darauf hingewiesen, dass man beim Erlernen einer fremden, vorab einer toten Sprache nicht alles in sich aufnimmt und reproduziert, was dem einstigen Besitzer dieser Sprache im Worte lebte. Was alles abfällt und unwiederbringlich verloren ist, haben wir angedeutet. Was allein bleibt beim Studium toter Sprachen, das ist das Objectivste an der Sprache, das Gedankenmässige, der reine Denkinhalt. Die Vorstellungen, die Begriffe, die mit den Worten bezeichnet werden, eignen wir uns an, sie lernen wir verstehen. Es ist gewissermassen der tote Inhalt des Wortes, den wir kennen lernen. Alles Seelische und Gefühlsmässige, was dem Römer oder Griechen im Klang seiner lebendigen Worte lebte, fällt uns so gut wie aus. Was uns bleibt, ist der Hauptsache nach reines Denkobject. Es ist somit gerade, weil es nur noch Denkobject ist, in besonderem Masse geeignet, unsere Denkfähigkeit zu beeinflussen, und zwar gerade die wissenschaftliche oder rein logische Denkfähigkeit, die nicht unter irgend einem Einfluss des Gefühles steht. Handelt es sich also hier um ganz aus dem gesamtgeistigen Complex ausgesonderte reine Denkobjecte, so ist damit wirklich wohl „eine treffliche Übung zu mancherlei andern Verstandesleistungen" zu erzielen. Die Worte der eigenen Sprache sind uns nicht leicht so völlig aus dem ganzen Complex ihres geistigen Lebens herauszulösen und als blosse Denkobjecte zu fassen. Hier müssten wir vom Leben des gesprochenen Wortes erst abstrahieren. In der toten Fremdsprache ist uns von vornherein nichts weiter gegeben als eben nur das Verstandesmässige, das rein Begriffliche oder Vorgestellte. Es giebt also von vornherein keinen geeigneteren Stoff, die jugendliche Denkfähigkeit zu entwickeln und zwar im Sinne des Wissenschaftlichen und Logischen, als die tote Fremdsprache.

Es ist demnach hiermit bei der fast allumfassenden Bedeutung der Sprache für unser Denken uns ein Material an die Hand gegeben, das an sich schon das Denken als wissenschaftliches von Anfang an constituiert. Formale Bildung im Sinne der Entwickelung unserer Begabung zu wissenschaftlicher Thätigkeit wird also von gar nichts besser ausgehen können als von der Sprache, und zwar von rein begrifflicher Sprache, deren Inhalt also nur für den Verstand und das Denken da ist. Wären die Worte nur Bezeichnung von Gegenständen, so wollte die Aneignung der fremden Sprache für die formale Bildung oder die Entwickelung unserer Denkfähigkeit nicht viel heissen. Nun ist aber die Sprache viel mehr und etwas ganz anderes als Bezeichnung von Gegenständen. Jedes Wort ist ein Zeichen für eine begriffliche Sonderbildung individuellster Art, und dieses begriffliche Wesen existiert nur in dem Zeichen, das Zeichen selbst ist somit ein materielles Element, ein Bestandteil des Geistesinhalts, der Stoff unseres Denkens ist. Die fremde Sprache lernen heisst also Geistesinhalte und zwar eigenartig geformte Geistesinhalte als Zuwachs dem vorhandenen Bestand an Geistesinhalten einverleiben. Das fremde Wort wird ein Stück unseres Geistes, ist kein leeres Zeichen für anderweitig individualisierte und erkennbare Gegenstände. Somit ist von der bloss materiellen Seite aus betrachtet das Aneignen einer Fremdsprache etwas ganz anderes als die Aneignung einer neuen Bezeichnungsweise derselben allen gemeinsamen Welt. Es ist das Aneignen einer neuen andersartigen geistigen Welt, eine Erwerbung neuen geistigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhalts und Besitzes, neuer Bestandteile und Materialien für unser späteres Denken, also rein materiell betrachtet schon eine starke Bereicherung des Denkstoffes.

Dieser Gewinn könnte uns nicht entgehen, auch wenn wir die Fremdsprache wirklich nur im Sinne der reinen Sprachwissenschaft uns aneigneten und auf alles Übersetzen und alles „Verzögernde" möglichst verzichteten. Diesen geistigen Gewinn hat auch der Hausknecht und der Kellner, der einige Jahre in Frankreich condizioniert hat. Es ist aber wohl nicht derjenige Gewinn, der uns zu selbständiger bewusster Denkthätigkeit befähigt, uns die formale Bildung zu wissenschaftlicher Thätigkeit verschafft. Die „treffliche Übung zu mancherlei Verstandesleistungen" steht dabei noch aus. Das blosse geistige Material schafft kein erhöhtes, bereinigtes und bewusstes Denkvermögen. Denken ist Function, nicht Substanz. Und diese Funktion zu vervollkommnen, indem wir sie stärken, in Irrtumslosigkeit möglichst sichern, erleichtern und beschleunigen und zu einer klar bewussten machen, heisst den Geist formal bilden, seine Kräfte entwickeln, seine Fähigkeiten steigern.

Es giebt kein Denken im engeren Sinne des Wortes, das nicht zugleich Sprechen wäre. Die Elemente des Satzes sind Elemente des Gedankens. Diese Elemente an sich und in allen ihren Beziehungen zu einander kennen lernen heisst zugleich sich über den Satz und über den Gedanken analysierend klar werden, heisst klares Bewusstsein bekommen von dem im einzelnen Satz ausgesprochenen Denken. Dass wissenschaftliches Denken bewusstes Denken sein muss und nicht naives oder instinktives, dürfte kaum bestritten werden. Zu diesem bewussten Denken leitet uns nur die Grammatik an, und zwar Grammatik im weitesten Sinne des Wortes. Es ist ein anderes, ob wir alle grammatischen Kategorien instinktiv richtig anwenden in der Muttersprache, und ein anderes, ob wir in jedem einzelnen Fall die Kategorie als solche mitdenken, uns also bewusst sind, dass wir vom handelnden oder leidenden Subject reden, von direktem oder indirektem Object, von Ort und Zeit, Zweck und Grund, Bedingung und Folge, von Wirklichkeit, Möglichkeit, Notwendigkeit u. s. w. Derselbe Gedanke mit den bewusst mitgedachten Kategorien ist ein logischer, ein wissenschaftlicher, und ohne Bewusstsein dieser Kategorien ist er ein Ausfluss instinktiver Functionen, der die Garantie der Richtigkeit in keiner Weise in sich trägt, dem es an allen Merkmalen fehlt die Richtigkeit zu erkennen. Wer die grammatischen Kategorien mitdenkt, ist sich auch vollkommen klar über alle Beziehungen der Satzelemente, d. h. der Worte und ihrer Formen zu einander, sieht auch hier vollkommen klar und bewusst den Gedanken und kann sich über jeden Punkt der Beziehungen auf Grund der sprachlichen Formen Rechenschaft geben.

Wir wissen, dass es eine langsam zum Ziele führende und für Lehrer und Schüler saure Arbeit ist, die Kenntnis und Erkenntnis dieser Kategorien im Schüler zu produzieren und geläufig zu machen. Wir verhehlen uns auch keineswegs, dass die Schüler mit Auswendiglernen lateinischer Kapitel und ganzer Reden und Gedichte viel rascher ins Verständnis der lateinischen Sprache und in die Fähigkeit lateinisch zu schreiben und zu sprechen hineinkämen, wenn wir darauf verzichteten, diese „verzögernde" Methode des sicheren Verständnisses der grammatischen Kategorien festzuhalten und die Schüler damit zu plagen. Aber etwas würden sie dabei nicht erreichen, was jetzt bewusst erstrebt wird, nämlich Reden und Denken mit Bewusstsein der Beziehungen und Kategorien, mit Bewusstsein der Richtigkeit und Garantie dafür.

Dass bis zu einem gewissen Grade dasselbe Resultat auch an einer lebenden Fremdsprache erreicht werden könnte, wollen wir nicht durchaus in Abrede stellen. Aber das Publikum liesse sich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das gar nicht gefallen. Was würden die Eltern sagen, wenn die Töchter in einigen Jahren das Französische angeplaudert bekämen und die Söhne sich in dieser Sprache mit grammatischen Kategorien herumschlagen müssten! Man würde das einfach nicht verstehen. Und zudem sind lebende Sprachen im Fluss; hier gilt das Heraklitische πάντα ῥεῖ, wenn irgendwo. Hier sind die Begriffe und Vorstellungen nicht festgelegt ein für allemal wie in der toten Sprache. Nur bei diesen sind die Worte Münzen mit bleibenden Werten, bestimmt umrissene Begriffe und Vorstellungen ohne das Schwanken der lebendig sich fortentwickelnden Sprache. Hier allein hat der Schüler im blossen Sprachmaterial den festen Grund und Boden, auf dem er seine Aufmerksamkeit um so ungeteilter den grammatischen Beziehungen und Kategorien zuwenden kann. Wenn überhaupt grammatische Durchbildung zum Zweck bewusster Sprachanwendung und bewussten Denkens statthaben soll, dann kann sie mit bester Aussicht auf Erfolg nur an der toten Sprache statthaben.

Und hier ist zugleich der Punkt, wo die vielgerühmte und viel bestrittene logische Schulung durch sprachlichen Unterricht zu suchen ist. Philologisch gebildete Pädagogen behaupten diese Schulung, weil sie sie täglich erleben und im logischeren Denken ihrer Schüler sich entwickeln sehen. Gegner des Gymnasiums und der klassischen Sprachen leugnen gerne gerade diese Seite formaler Bildung, diese „treffliche Übung zu mancherlei Verstandesleistungen". Sie reden vom Gesetz der Causalität als dem logischen Hauptgesetz für wissenschaftliche Thätigkeit und finden, dass eine Förderung der Schüler auf diesem Gebiete des Erkennens causaler Zusammenhänge durch den Unterricht in Grammatik gar nicht erzielt werden könne. Man mache sich doch einmal klar, was logische Schulung heisst. Sicherlich nicht den Sinn für Causalität erwecken und pflegen. Denn diesen Sinn hat jedes Kind so gut wie jeder Gelehrte, ja sogar man kann in gewissem Sinne sagen, jedes Tier hat diesen Sinn. Das Schliessen braucht man niemanden zu lehren, das thut jeder jeden Augenblick von selber. Die Fähigkeit dazu erst zu entwickeln hat keinen Sinn, denn das Kind hat sie bereits. Wie das Schliessen in der Seele des Kindes sich vollzieht, das sich weigert in das Licht zu greifen, nachdem es sich einmal verbrannt, das wissen wir ebensowenig wie beim Hund, wenn er ein Wild wittert und nun der Spur nachgeht, bis er gefunden, was er witternd erschlossen.

Das Schliessen an sich ist, wie man richtig längst erkannt hat, eine mechanisch notwendige Function, die unaufhaltsam erfolgt; aber das richtige Schliessen, d. h. das Vermeiden der Fehler in den Prämissen, die auf Beobachtung wissenschaftlicher Art beruhende Festlegung des Materials für den Schluss, diese nach jeder Richtung an sich wissenschaftliche Thätigkeit ist es, die im grammatischen Unterricht entwickelt und erzogen wird. Man übersehe nicht, dass es nur zwei Gebiete giebt, innerhalb deren unsere Thätigkeit des logischen Schliessens erfolgt. Das Gebiet des sinnlich Wahrnehmbaren und das Gebiet des Geistigen. Das Letztere fällt, sofern es für logisches Schliessen in Betracht kommt, mit der Sprache zusammen. Auf beiden Gebieten schliessen wir von Kindesbeinen an fortwährend. Das Schliessen an sich erfolgt mit unfehlbarer Sicherheit. Wissenschaftlichen Wert hat dies Schliessen nur, wenn die wissenschaftliche Beobachtung das Material zubereitet, gesichtet, untersucht und sichergestellt hat. Daher die Notwendigkeit genauerer und immer genauerer Beobachtung auf dem Gebiet der Wissenschaften von der äusseren Welt. Daher rührt jeder neue Fortschritt auf diesem Gebiete von sorgfältigerer Beobachtung der Wirklichkeit her, oder von gelegentlichen Wahrnehmungen von Vorgängen oder Erscheinungen, die andern entgangen waren (Röntgen). Eine einzige Beobachtung kann die schönste Hypothese umwerfen. Die logische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schulung auf dem Gebiet der Naturwissenschaften besteht gewiss nicht darin, auf das Gesetz der Causalität hinzuweisen und darauf die Geister förmlich zu dressieren, denn das brauchen sie auch auf dem Gebiete nicht, sondern in der Anleitung zu richtiger, umsichtiger und vorsichtiger, möglichst genauer Beobachtung und Sichtung des Materials, aus dem man eine Schlussfolgerung ziehen kann.

Was auf dem Gebiet der Naturwissenschaften die sinnlich wahrnehmbare Erscheinung ist, das ist auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, die sprachliche Erscheinung. Die logische Schulung auf diesem Gebiet ist die genaue Beobachtung der sprachlichen Erscheinung, und zu dieser Beobachtung erzieht der grammatische Unterricht. Hier will die Wortform genau erkannt, daraus ihre Beziehung, darnach ihr Sinn für den vorliegenden Fall richtig erkannt werden, dann der Zusammenhang des Wortes und Satzes mit dem gesamten Gedankengang. Das alles erfolgt Schritt für Schritt in ununterbrochener Anwendung des Satzes der Identität und des Widerspruchs und des Satzes der Causalität. Aber die Übung in der Anwendung dieser logischen Kategorien ist Nebensache, sie ist an sich überflüssig. Wertvoll, logisch erziehlich und somit formal bildend ist nur die stetige Anleitung zur Beobachtung und zur Erkenntnis aller der grammatischen Kategorien, aus denen sich die genaue Form des Satzes, also die genaue Form des Gedankens und Sinnes zusammensetzt. Das ist logische Schulung und das ist die wichtigste logische Schulung, die überhaupt möglich ist. Denn Sprechen ist Denken, und alles Denken im engeren Sinne vollzieht sich in Worten, und bewusstes und klares, d. h. wissenschaftliches Umgehen mit Worten heisst wissenschaftlich denken, d. h. sprechen und dabei die grammatischen Kategorien bewusst mitdenken. Wer sie nicht kennt, denkt sie aber nicht mit und weiss nicht, was er thut, wenn er spricht und denkt.

Und man darf nicht glauben, dass diese logische Schulung nur den sogenannten Geisteswissenschaften zugute käme und dass die Naturwissenschaften nur die Schulung des Beobachtens als Grundlage richtigen Erkennens und Schliessens hätten. Jede Wissenschaft, die ihren Inhalt darstellen und lehren will, bedarf als propädeutischer Vorbildung jener grammatischen Schulung, der logischen Schulung des Wortes und Denkens. Selbst Wissenschaften wie die Geometrie setzen für Lehre und Darstellung geschultes Denken in Worten voraus. Als Beispiel auf diesem Gebiete mag Steiner angeführt werden, der seine geometrischen Vorstellungen und Gedanken nicht selbst zur sprachlich korrekten Darstellung bringen konnte, weil es ihm an derjenigen grammatischen Schulung fehlte, die ihn zu bewusst richtigem Ausdruck des Gedachten und Vorgestellten befähigte. Er war ein genialer Geometer, aber die Schulung des Denkens in Worten fehlte ihm. Hier kann summarisch gesagt werden, für jede wissenschaftliche Thätigkeit bildet die grammatische Durchbildung, d. h. die Anerziehung der Fähigkeit, mit klarem Bewusstsein aller grammatischen Kategorien seine Gedanken sprachlich zu formen, die unerlässliche Voraussetzung.

Und die logische Schulung, die von der Mathematik ausgehen kann, bietet für die grammatische Schulung durchaus keinen Ersatz. Zunächst ist das Gebiet, auf dem sich das mathematische Denken bewegt, ein verhältnismässig enges. Aber es setzt allenthalben den klaren sprachlichen Ausdruck voraus, somit auch die sprachliche Schulung des Denkens. Die logische Schulung aber unter dem Gesichtspunkt der Untersuchung, Sichtung, Feststellung des Materials in den Prämissen betrachtet, ist die Aufgabe des mathematischen Lehrers eine weit einfachere als die des Lehrers der Grammatik und des Betriebes einer alten Sprache, an der sich der Schüler über grammatische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kategorien klar werden soll. Die Begriffe, mit denen der Mathematiker arbeitet, liegen absolut fest; da hat jedes Wort, dessen sich Lehrer und Schüler zu bedienen haben, ein für allemal, in jeder Verbindung und jedem Zusammenhang die gleiche Bedeutung. Das grosse Gebiet, die begriffliche Seite des einzelnen Wortes herauszufinden, die im einzelnen Zusammenhang als richtige erscheint, fällt für den Mathematiker weg. Hier muss nichts weiter geprüft, bereinigt, klargestellt werden; hier ist alles definiert; und jenes grösste Gebiet logischer Schulung im sprachlichen Unterricht, die Feststellung der begrifflichen Sphären, die der Gedanke heischt, jenes ganze Gebiet allerfeinster Beobachtung, welchen Sinn in jedem Falle der Verfasser — der lateinische oder deutsche — mit dem Worte verbindet, das existiert für den Mathematiker nicht. Und jenes ganze Gebiet des Subjectiven, das jeder Schriftsteller in seine Darstellung hineinbringt durch Redeformen und Tropen, durch subjective Bestimmungen in Partikeln, durch Hineintragen eines Gefühlselementes in Wortstellung, Klangwirkung u. s. w., es existiert in der Mathematik selbstverständlich nicht. Der Sprachlehrer in diesem höheren Sinne des Wortes hat hier auf Schritt und Tritt das Denken als Objekt der Erkenntnis vor sich, das Denken, das sich hier aus zwei grossen Faktoren zusammensetzt, einem objectiven des begrifflichen Inhaltes und Gedankens und jenem subjectiven. Aber dieser zweite Faktor ist ein feiner und in allen Farben schillernder, in dem die geistige Persönlichkeit des Schriftstellers zumeist lebt. Von dem allem ist bei der Mathematik nicht die Rede. Aber eben darin besteht der Wert des mathematischen Unterrichts für die Schüler, die ja die Sätze und Beweise ebenso gut vergessen wie die grammatischen Regeln, dass sie hier ihr Denken an einem absolut festen Stoff üben, der allenthalben eine kürzeste und einfachste Form des Ausdrucks zulässt und verlangt. Diese Zurückführung jedes Gedankens auf die Kürze des Unvermeidlichen bildet ein heilsam ergänzendes Gegengewicht gegen die sprachlich grammatische Schulung am Lesestoff, wo das subjective Element einen weiten Spielraum hat, und wo eben desswegen und weil in der Sprache alles im Fluss ist, der kürzeste Ausdruck nicht immer als der beste erscheint. Und sie bildet zugleich ein heilsames Gegengewicht zur poetischen Lectüre, wo das Unbestimmte zum Wesen gehört und einen wichtigen Faktor der Wirkung bildet, den der Anregung von Phantasie und Gefühl. Das formal Bildende im mathematischen Unterricht ist die Gewöhnung an absolut strengen und kurzen Ausdruck, an präzise Fassung des Denkens innerhalb eines in allen Teilen fest umschriebenen Denkmaterials. Diese Seite der Wirkung mathematischen Denkens kommt dem ganzen geistigen Menschen zugut, während der Inhalt des Lehrfaches in seiner formal bildenden Wirkung nur dem Fache selbst zugut kommt. Die moralische Wirkung der Anstrengung und Konzentration, die der Schüler sich zumuten muss, kommt selbstverständlich wieder dem ganzen geistigen Menschen zu gut und kann als ein Teil formaler Bildung mit betrachtet werden. Freilich hat da die Mathematik vor keinem andern Fach etwas voraus, das dem Schüler Gewöhnung an ernste und konzentrierte Arbeit zumutet.

Es ist hiernach klar, dass ein grosses Gebiet, auf das im Sprachunterricht aller Stufen und aller Sprachen, besonders der alten, ein hohes Mass von geistiger Kraft fast Stunde für Stunde aufgewendet werden muss, für die Mathematik gar nicht in Betracht kommt. Wir meinen die Frage in jedem Satz nach der genauen Bedeutung der darin vorkommenden Worte. Wir haben oben darauf hingewiesen, dass der ungebildete Mensch im allgemeinen keine Ahnung davon hat, dass er seine Worte in anderem Zusammenhang mit anderem Sinne verbindet. Der neue Sinn ist ihm entweder ein neues Wort, oder dasselbe Wort hat einen so unklaren Umriss des Vorgestellten, oder ist so sehr nur Wort und Lautbild, dass die Frage nach Bestimmung des begrifflichen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inhaltes im einzelnen Fall gar nicht auftaucht. Wenn wir den Ausdruck gebrauchen: etwas in seine Hut nehmen, so denkt dabei kein Mensch an den Hut, den wir auf dem Kopf tragen, obwohl das Wort genetisch dasselbe ist. Für unser Gefühl sind es zwei ganz verschiedene Worte. Ebenso im Schirme des Höchsten wandeln und der Regenschirm. Den Stock, den wir im Spazierstock meinen, fühlen wir längst nicht mehr im Rosenstock und Balsaminenstock, noch weniger im Grundstock des Kapitals oder im Bienenstock und ersten und zweiten Stock unseres Hauses. Das sind alles für unser Gefühl verschiedene Worte, und der Ungebildete wundert sich geradezu, wenn man ihn auf den völligen Gleichklang hinweist, wie es ihm auch komisch vorkommt, beim Schirme des Höchsten sich dem Wortklang nach einen Regenschirm vorstellen zu können. In diesem und vielen ähnlichen Beispielen handelt es sich trotz allen Gleichklangs für unser Sprachgefühl um ganz verschiedene Worte. Sprechen wir dagegen das Wort Bau aus, so haben wir in der Regel keine Ahnung — der Ungebildete niemals — in wie vielerlei Sinn wir das Wort gebrauchen. Erst wenn wir es ins Lateinische übertragen sollen, lernen wir im Laufe der Zeit auf dem Wege der Begriffsvergleichung und Begriffsklärung, die die Folge der Vergleichung ist, dass es neben ædificium auch ædificatio bedeutet, dass wir in anderen Fällen aber die Partizipialformen ædificatus oder scharf unterschieden davon ædificandus nehmen müssen; und wiederum genügen wir dem deutschen Wort nur mit munimentum oder munitio, mit munitus oder muniendus, und in andern Fällen müssen wir zu condere greifen oder zu cultura und colere, oder wir haben gar die figura und conformatio corporis gemeint oder schliesslich von specus und cavum geredet. Dem allem hat das einfache Bau genügt und wir haben im einzelnen Fall nicht gefühlt, dass wir etwas anderes meinten als im andern; das war uns eben alles ein Bau. Wir Lehrer wissen, welche Mühe es kostet, die Schüler nur daran zu gewöhnen, den Unterschied von ædificium und ædificatio, ædificatus und ædificandus nicht zu verfehlen.

In der Mathematik treten diese im sprachlichen Unterricht geradezu zahllosen Fälle der Klärung, Scheidung und Bestimmung der Vorstellungs- und Begriffswelt, diese strenge Forderung, sich erst einmal über das eigene Denken in jedem Falle klar zu werden, gar nicht auf, weil man nur mit definierten Begriffen und Zeichen operiert. Sind diese klar und eingeprägt, so entfallen alle Fragen nach Begriffsumgrenzung von selber. In der Sprache der Ungebildeten, der natürlichen, gewachsenen Sprache, fällt diese Frage gleichfalls weg. Die Gemeinschaft des Lebensinhaltes, des fortwährend Erlebten, des Interesses, Wollens und Fühlens ist so gross, dass Missverständnisse nicht so leicht entstehen. Der Angeredete weiss immer, was der Redende meint. Und welche Fülle tief eingehender und sorgfältiger Beobachtung, welche Fülle des Nachdenkens wird erfordert, dem Schüler mehr und mehr auch von der begrifflichen Seite aus bewusst zu machen, was er eigentlich sagt, was der Sinn dessen ist, das er liest und hört. Und hier ist der Punkt, wo gerade das Übersetzen eine Sprech- und Denkklarheit im Laufe der Zeit erzeugt, die auf keinem andern Weg zu erreichen wäre. Das Wesentliche an dieser Thätigkeit ist nicht das v. d. Gabelentz'sche Hin- und Herhüpfen in zwei Sprachen, sondern das fortlaufende geistige Ringen nach klarem Bewusstsein des begrifflichen Wertes und Gedankens im einzelnen und im ganzen, dieses Ringen und sein Resultat, die wachsende Fähigkeit der Beobachtung im Geistigen und die wachsende Denkklarheit, das ist das Wesentliche und über allen Vergleich Wertvolle am Übersetzen. Es handelt sich hier um diejenige Thätigkeit, durch die das Denken im weitesten Umfang und in tiefgreifendster Weise zu einem bewussten umgeformt wird, und wo für die formale Bildung am meisten zu erreichen ist.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wenn ein Feind des Gymnasiums einmal ins Feld geführt hat, dass ein Schüler das deutsche gehören mit audire übersetzt habe, so hat er Wasser auf unsere Mühlen getragen. Dieser Schüler hat nur gezeigt, was in ihm um des Gleichklangs willen ungeschieden geblieben wäre, wenn nicht die Nötigung der lateinischen Sprache eingegriffen und ihn gezwungen hätte, esse und audire, gehören und hören zu scheiden. Gerade weil der Einsprachige auf diesem Gebiet in der grössten Unklarheit dahinlebt, redet und denkt, ist die klärende Kraft solchen Sprachbetriebs so ausserordentlich gross. Die Überlegenheit der sogenannten akademischen Bildung, die geistige Überlegenheit des Gymnasiasten über die gleichaltrige oder ältere Schülerin der höheren Mädchenschule, die vielleicht fliessender und wortreicher Französich und Englisch parliert, sie beruht auf dieser klärenden Durcharbeitung des Begrifflichen in der Sprache, auf diesem Vordringen des Geistes zu einem klaren Denken, das von den Zufälligkeiten der deutschen Sprache sich freigemacht hat. Auf dem Wege des Anplauderns wird diese Klarheit niemals erreicht, sondern nur auf dem Wege grammatischer und begrifflicher Durcharbeitung einer Fremdsprache, womöglich keiner modernen Nachbarsprache. Könnte man unsern Jungen, wie v. d. Gabelentz meint, das Lateinische anparlieren wie den Mädchen das Französische, so lernten sie vielleicht schneller und leichter Lateinisch, aber die Klarheit des Denkens brauchte dabei nicht mehr gefördert zu sein als bei dem Kellner, der sich geläufig französisch in weiter Beherrschung der Sprache auszudrücken vermag. Hier ist die Methode, der Weg wichtiger als das Ziel.

Und dann der Fremdsprache zu folgen in alle ihre Formen des Gedankenausdrucks hinein, welche abwechslungsreiche immer wieder neue und immer von neuem fruchtbare Geistesarbeit ist damit verbunden, wenn man zu übersetzen versucht, freilich nicht mit der Voraussetzung, dass dies immer möglich sei, sondern mit der Erkenntnis, dass es sich nur um Annäherung handeln kann! Wie verschieden ist die Aufgabe, die hier der feste Organismus der lateinischen Periode an den Schüler stellt, der den festen Bau erst in seiner Gesamtheit zu begreifen und dann erst abzubrechen und umzubauen hat, um seinen Inhalt für das Deutsche möglich zu machen; und andrerseits das lose Gefüge der platonischen Darstellung, das oft zu verstehen so leicht, zu übersetzen so schwer ist; dann wieder die Geistesindividualität der Sprache eines Tacitus, die in ihrem formlosen Realismus des Ausdruckes oft so modern anmutet und doch wieder trotz aller scheinbaren Formlosigkeit so schlagend und packend geistreich gerade in der Form des gewählten Ausdrucks; und dann die poetische Sprache bald der geleckten Eleganz eines Horaz, bald des vornehmen Pathos eines Sophocles. Fürwahr der Faden der formalen Bildung reisst bei diesen Übersetzungsaufgaben nie ab, und es wird die Fähigkeit des deutschen Ausdrucks und deutschen Denkens dabei ununterbrochen in einer Weise geübt, die deutsche Begriffswelt bewusst gemacht, durchrungen und durchdrungen und damit gelenk und präsent gemacht, wie es auf keinem andern Weg möglich wäre.

Hier ist das Gebiet, auf dem der Sprachunterricht seine grössten Siege erringt. Diese Siege sind lange nicht in die Augen fallend. Harmlose Eltern haben mehr Freude an ein paar französischen Phrasen, die die Mädchen heimbringen, als an der lateinischen Grammatik der Söhne. Das Ende des Bildungsganges ist nur, dass die Mädchen parlieren können, Französisch in der gleichen Unbewusstheit wie im Deutschen, und dass die Jungen mit Bewusstsein und Klarheit über den begrifflichen Inhalt und den Gedankenzusammenhang, die Verbindung der Begriffe, reden und denken können. Derselbe Gedanke von der reifen Tochter gesprochen ist etwas anderes, als wenn er von dem reifen Bruder gesprochen ist, trotz des gleichen Klanges. Dort ist es mehr ein instinktiver Vorgang mit allen Vor-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zügen der Sicherheit und Raschheit des Abflusses, den das Instinktive im geistigen Leben und Handeln hat, hier eine bewusste Handlung mit den Nachteilen des Bewussten, die sich vielleicht in minder fliessender Eloquenz aussprechen, aber mit derjenigen Klarheit über den begrifflichen Inhalt des Gesagten, die die Grundlage alles Wissenschaftlichen bildet.

Dieses ganze grosse Gebiet formaler Bildung können die exakten Wissenschaften nicht mitteilen. Und sie können es nicht, weil sie exakt sind. Wäre die Sprache exakt und das ganze menschliche Denken, dann läge der Fall für die formal bildende Kraft der exakten Wissenschaften ganz anders. Aber das menschliche Denken und Sprechen hat Wichtigeres zu thun als exakt zu sein, es hat dem Leben in seinem ganzen Umfange zu dienen, und davon ist nur ein kleiner Ausschnitt exakt. Der richtige gründliche Sprachunterricht aber folgt dem menschlichen Denken auf so vielen Wegen in so viele Gebiete hinein, beschleicht die Manifestationen des menschlichen Geistes im Wort in so reicher und vielseitiger Weise, folgt den Regungen der menschlichen Seele auch so tief in alle Regionen des Fühlens hinein und lehrt zugleich auf allen diesen Wegen und Gebieten die Möglichkeiten des sprachlichen Ausdruckes in solchem Umfang kennen, dass er neben seiner eminent formal bildenden Kraft für die Funktion des Denkens eine nahezu allseitige Orientierung auf dem Gebiete des Geistigen überhaupt bedeutet.

Im Vergleich damit ist die Aufgabe der formalen Bildung durch Mathematik doch eine recht begrenzte. Der sprachlich nicht Durchgebildete und der Gebildete gleichen zwei Wanderern, die ein Land dahin und dorthin durchstreifen; der eine ist ein Spaziergänger, der andere ein Naturforscher im weitesten Umfang des Wortes. Beide finden die Wege, beide kommen zu den Zielen, beide sehen die Fluren und Berge, die Quellen und Blumen, beide freuen sich an allem, nur dass der zweite auch noch alles kennt und versteht, was er sieht, die Gründe weiss des Verlaufs der Wege und der Wasser, die Vegetation, die geographische Lage und Beschaffenheit des Landes und die geologische Formation unter der Pflanzendecke kennt. Der Spaziergänger kommt vielleicht rascher zum Ziele, weil er unterwegs nicht so viel zu denken hatte. Sollten aber beide Rechenschaft ablegen über Weg und Landschaft, soll, was sie gesehen haben, die Grundlage bilden zu Folgerungen irgend welcher Art, zu wissenschaftlicher Aussprache über das Gesehene, so wird der eine völlig versagen, der andere Bescheid wissen.

Es ist daher kein Wunder, wenn Schulmänner, die ein klares Bewusstsein von dieser formal bildenden Kraft unseres Unterrichts in den alten Sprachen oder wenigstens eine deutliche Empfindung dafür haben, wenn solche Schulmänner in dem Versuch, in den drei untersten Gymnasialkursen den grammatischen Lateinunterricht durch angelerntes Französich zu ersetzen, eine schwere Schädigung der Ausbildung der Denkkraft unserer zukünftigen Akademiker sehen. Und diese übereifrige Förderung und Bevorzugung des Französischen bei uns nimmt sich besonders seltsam aus in einer Zeit, wo sogar der Stadtrat von Rotterdam in der ihm unterstellten Handelsschule das Französische aus einem obligatorischen in ein fakultatives Fach zu verwandeln für gut fand. Aber allerdings Lateinisch kann man vom Standpunkt des reinen Sprachwissens aus sich schliesslich auch in noch viel kürzerer Zeit aneignen, als es die Reformpläne befürworten und teilweise durchführen. Nur würden die Klagen, die Virchow jüngst aussprach über Rückgang der grammatischen Bildung und über entsprechende Abnahme der daraus entwickelten Denkklarheit und Denkkraft eine noch ganz andere Grundlage haben als schon heute.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

zügen der Sicherheit und Ra ktive im geistigen Leben und
Handeln hat, hier eine bewuss ewussten, die sich vielleicht in
minder fliessender Eloquenz au heit über den begriff-
lichen Inhalt des Gesagte ssenschaftlichen bildet.

Dieses ganze grosse Ge kten Wissenschaften nicht mit-
teilen. Und sie können es nich he exakt und das ganze mensch-
liche Denken, dann läge der Fi r exakten Wissenschaften ganz
anders. Aber das menschliche zu thun als exakt zu sein, es
hat dem Leben in seinem ganze r ein kleiner Ausschnitt exakt.
Der richtige gründliche Sprachu Denken auf so vielen Wegen in
so viele Gebiete hinein, beschlei Geistes im Wort in so reicher
und vielseitiger Weise, folgt den h so tief in alle Regionen des
Fühlens hinein und lehrt zugleic die Möglichkeiten des sprach-
lichen Ausdruckes in solchem Ur ninent formal bildenden Kraft
für die Funktion des Denke ntierung auf dem Ge-
biete des Geistigen übe

Im Vergleich damit ist h Mathematik doch eine recht
begrenzte. Der sprachlich nicht nen zwei Wanderern, die ein
Land dahin und dorthin durchstre er andere ein Naturforscher
im weitesten Umfang des Wortes. n zu den Zielen, beide sehen
die Fluren und Berge, die Quellen em, nur dass der zweite auch
noch alles kennt und versteht, was s der Wege und der Wasser,
die Vegetation, die geographische d die geologische Formation
unter der Pflanzendecke kennt. Der zum Ziele, weil er unterwegs
nicht so viel zu denken hatte. Sol über Weg und Landschaft,
soll, was sie gesehen haben, die Gr elcher Art, zu wissenschaft-
licher Aussprache über das Gesehen r andere Bescheid wissen.

Es ist daher kein Wunder, usstsein von dieser formal
bildenden Kraft unseres Unterrichts eine deutliche Empfindung
dafür haben, wenn solche Schulmän rsten Gymnasialkursen den
grammatischen Lateinunterricht durc ne schwere Schädigung der
Ausbildung der Denkkraft unserer zu ese übereifrige Förderung
und Bevorzugung des Französischen us in einer Zeit, wo sogar
der Stadtrat von Rotterdam in de Französische aus einem
obligatorischen in ein fakultatives Fa allerdings Lateinisch kann
man vom Standpunkt des reinen Spra n noch viel kürzerer Zeit
aneignen, als es die Reformpläne befü ur würden die Klagen, die
Virchow jüngst aussprach über Rückgan tsprechende Abnahme der
daraus entwickelten Denkklarheit und ge haben als schon heute.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf